Sicilien und Süd-Calabrien.

In dem Jahrzehnt von 1830 bis 1839.

Von

R. A. Philippi, Santiago.

Die Ereignisse der letzten Jahre, welche in den letzt genannten Ländern stattgefunden, haben mir lebhaft in die Erinnerung gerufen, was ich in den oben erwähnten südlichsten Teilen Italiens erlebt und erfahren habe, und was vielleicht von einigem Interesse für den Leser sein kann. Ich muss vorausschicken, welche Ursachen mich zu zwei verschiedenen Zeiten dorthin geführt haben und wie ich dort gereist bin.

Im Frühjahr 1830 hatte ich als Doctor medicinae promovirt, erst 21^{1/2} Jahr alt, und war nun von dem Wunsch beseelt, etwas von der Welt und zwar im Sommer Italien, im Winter Paris zu sehen und gelegentlich meine medizinischen Kenntnisse zu vermehren. In Neapel und Umgegend hatte ich mich den letzten Sommermonat aufgehalten und erwartete eine Schiff Gelegenheit, um von Neapel nach Marseille zu gelangen. Da kamen zwei Herrn, die ich in Berlin flüchtig hatte kennen lernen, Friedrich Hoffmann, ausserordentlicher Professor der Geologie an der Universität Halle, der mit einer Unterstützung der preussischen Regierung eine geologische Reise in Italien machte und Arnold Escher von der Lind aus Zürich, später Professor der Mineralogie und Geologie an dortiger Universität, nach Neapel. Sie hatten eben eine Reise

durch die Abruzzen vollendet und waren erfreut, in mir Jemand zu finden, der in der Umgegend von Neapel Bescheid wusste und mir war es erfreulich ihnen als Führer dienen zu können.

Ihr Hauptstudium galt natürlich den vulkanischen Erscheinungen, dem Vesuv, den phlegräischen Feldern der Insel Ischia etc. Dort besuchten sie natürlich auch das Museum der Altertümer, Pompeji, Sorrento, Capri, Amalfi, die Ruinen von Paestum etc., die ich gern mit ihnen zum zweiten Male besuchte. Den Schluss machte Ischia. Von dieser Insel zurückgekehrt sassen wir eines Abends bei einem frugalen Abendessen auf der Loggia des Wirtshauses von Pozzuoli und dieser Abend war von dem grössten Einfluss auf mein folgendes Leben und habe ich ihn nie vergessen können.

Es regte sich kein Lüftchen, das Meer war glatt wie ein Spiegel und warf die Bilder des Mondes, des Abendsternes und anderer grosser Sterne zurück. Deutlich lag die Landzunge von Micenum mit den Ruinen des Venus-Tempels von Bajae im Vordergrund und hinter der Landzunge die Inseln Procida und Ischia vor uns. Da sprach Hoffmann: „Wir haben den Vesuv studirt und sollten eigentlich jetzt nach Hause zurückkehren, aber ich denke, wir besuchen vorher noch den Aetna. Die Sache ist gar nicht so schwierig; ein Segelschiff führt uns in drei Tagen nach Messina und nächster Tage geht ein solches dorthin ab. Von Messina ist in diesem Jahre eine fahrbare Strasse nach Catania fertig geworden, die einen tiefen Einschnitt in die Berge macht, die sich südlich von Messina bis an das Meer erstrecken, sodass uns ein Aufschluss über die geologische Beschaffenheit derselben gegeben ist, wie man ihn nicht besser wünschen kann. Die Untersuchung des Aetna und die ganze Reise kann höchstens sechs Wochen dauern und Philippi reist mit uns.“ Escher war mit diesem Vorschlag ganz einverstanden. Ich aber nicht. Ich wollte ja nach Marseille abreisen und sagte also, wenn es blos von mir abhinge, so würde ich Sie mit

Freuden begleiten, aber ich muss den Winter in Paris zubringen. Hoffmann wollte meine Einwendung nicht gelten lassen und sagte: „Machen Sie uns doch nicht weiss, dass es für Sie gar nicht darauf ankommen kann. In Paris durch den Besuch der Hospitäler etc. noch viel Medizinisches zu lernen und 4 oder 3 Monate sind hinreichend. Wenn Sie sich in Berlin als Arzt niederlassen wollen, können Sie ebenso gut sagen, ich habe die und die Hospitäler besucht, die und die berühmten Männer gesehen etc., wenn Sie 3 Monate in Paris gewesen sind, als wenn Sie dort 6 Monate verweilt hätten; kommen Sie nur mit.“ Dagegen liess sich nichts sagen und so musste ich denn mit dem wahren Grund meiner Weigerung herausrücken und der war „ich kann durchaus kein Geld zu einer Reise nach Sicilien anschaffen.“ Da sagte Hoffmann zu Escher: „Wie steht's mit Ihrer Reisekasse? Ich sollte meinen, wenn wir beide unser Reisegeld zusammenlegen, kommt so viel heraus, dass noch eine dritte Person mitreisen kann. Kommen Sie mit, Philippi! Gelangen Sie später in eine Lage, wo Sie uns Ihren Anteil an den Reisekosten zurückerstatten können, so werden Sie es thun. Kommen Sie nicht in die Lage, so lassen Sie sich keine grauen Haare darüber wachsen.“

Escher war derselben Ansicht und da konnte ich natürlich nicht mehr nein sagen.

Aus den sechs Wochen sind $1\frac{1}{2}$ Jahre geworden, und haben, wie schon bemerkt, meinen späteren Lebenslauf entschieden. Wir mieteten einen fünfzehnjährigen Burschen aus Pozzuoli, Namens Tobia di Traja, als Bedienten, einen Burschen, der sich als so treu, so willig, so anhänglich und geschickt bewiesen hat, wie es kaum einen zweiten giebt; schifften uns ein und waren richtig drei Tage darauf, den Morgen, ziemlich früh, in Messina.

Da noch Zeit bis zum pranzo, dem lateinischen prandium, dem chilenischen alumerzo, war, so mieteten wir ein Bot und fuhren nach dem Leuchtturm, der bekanntlich am Ende einer schmalen, sichelförmigen sandigen Land-

zunge steht, welche dem alten griechischen Messina, den Namen Zankle, Sichel, gegeben hat, und waren sehr erstaunt, am Strande hunderte von verschiedengestalteten und verschiedengefärbten kleinen Schneckenhäusern zu finden. Ich hatte früher nie eine Meeresconchilie in der Hand gehabt, ebenso meine Freunde, und wir steckten uns die Taschen voll dieser niedlichen Gebilde. Am andern Morgen gingen wir nach einem Steinbruch, um das Gestein diagnostisch zu untersuchen; es war ein junger Kalkstein, der voll Versteinerungen steckte, die zu unserer grossen Verwunderung sonst alle identisch mit den Tags zuvor lebend gesammelten Schnecken waren. Dies machte auf mich einen so grossen Eindruck, dass ich von nun an meine Studien fast ausschliesslich den Mollusken und Versteinerungen widmete, ohne dabei aufzuhören Pflanzen zu sammeln und die Flora Siciliens zu studieren. Doch, ich kehre nach dieser Abschweifung zum eigentlichen Gegenstand meiner Erzählung zurück.

Die diagnostische Untersuchung der Insel machte es notwendig, dass wir zu Fuss reisten und auch den von den Touristen nie betretenen Teil der Insel die Kreuz und die Quere erforschten.

Wir hatten natürlich immer ein paar Maultiere bei uns und mussten oft an Orten bleiben, wo es gar keine Herberge gab, oder wo die Herbergen (an kleinen Orten) so unbeschreiblich schmutzig waren, dass wir alles thaten, um ein anderes Unterkommen zu finden. Wir sind dadurch mit dem Volk in eine genauere Berührung gekommen, als die gewöhnlichen Reisenden, und zwar mit Leuten aus allen Ständen, die grossen Theils nie einen andern Menschen als einen Sicilianer gesehen hatten. — —

Im Winter, wo heftige Regengüsse und die von denselben aufgeweichten Wege das Reisen auf weitere Strecken unmöglich machten, brachten wir in Catania zu, einer Stadt von nahe 70,000 Einwohnern, die zweitgrösste Stadt der Insel und wird mit Recht Catania la bella genannt. Sie grenzt unmittelbar ans Meer, sowie an die Laven des

Ätna, und hat eine Universität. Wir wurden mit mehreren der Professoren derselben, namentlich mit dem Professor Carlo Gemmellaro, dem Professor der Mineralogie, und Ferdinando Cosentini, dem Professor der Botanik, näher bekannt und befreundet. Ich ausserdem mit einem Mönch des prachtvollen Benediktinerklosters, dessen breite Treppe ganz von weissem Marmor, einem Kaiserschlosse zur Zierde gereicht haben würde. Er hiess Emiliano Gutta D'Auro, hatte eine recht hübsche Conchiliensammlung und fast alle der teuren älteren Conchilienwerke, die früher der königlichen Bibliothek in Neapel angehört hatten, bei der Erstürmung des königlichen Palastes aber vom Pöbel geraubt und auf den Strassen feilgeboten waren, wo der Pater sie für ein Spottgeld gekauft hatte.

Ich hatte also Gelegenheit, Conchiliologie zu studieren und die Lebensart der Benediktiner kennen zu lernen. Jeder hatte ein grosses Wohnzimmer und daneben ein Schlafzimmer. Ihrer zwei hatten einen Bedienten und ich weiss nicht wie viel Taschengeld für kleinere Ausgaben. Zum Mittagessen gab es vier Schüsseln, zum Abendessen drei. Ich besuchte den guten Pater gewöhnlich zwei Mal in der Woche von 2 bis 4 Uhr; um 3 Uhr, glaube ich, müssen die Mönche in der Kirche Hora singen; der Pater Emiliano aber, schon ein 70jähriger Mann, war davon dispensiert und durfte in seiner Zelle die nötigen Gebete etc. lesen. Wenn ich nun bei ihm war und die Zeit kam heran, nahm er sein Brevier und murmelte was er las, schaute aber alle Augenblicke nach dem, was ich that. Was für ein Buch suchen Sie, fragte er dann, den Born? den finden Sie weiter rechts! dann murmelte er wieder in sein Brevier blickend; haben Sie ihn gefunden? Dann wieder gemurmelt. Dann sagte er: es ist ein schönes Buch, ich habe nur zwei Thaler dafür gegeben etc. Auf diese Weise las er die Horas. Wenn es das Wetter erlaubte, ging ich an das Meeresufer und sammelte Conchilien. Zwischen den sündflutartigen Regentagen gab es oft Tage mit dem schönsten Sonnenschein und einer fast sommerlichen

Temperatur. Auf den Äckern blühten zwischen dem Weizen die schönsten Anemonen, die unsere Gärten zieren, Tazetten und Gladiolus. Der Ätna wurde auf mehreren Exkursionen gründlich untersucht, wobei wir im Oktober und im November ein paar Mal in einer Höhe von 5000 Fuss biwakirten. Den Krater desselben bestiegen wir zwei Mal, am 18. Oktober und am 12. November. In der Nacht vom 11. auf den 12. dieses Monats fiel der erste Schnee auf den Bergen, aber er war so unbedeutend, dass er uns nicht hinderte, von der sogenannten Casa inglese nach Osten hinabzusteigen und die bis dahin noch von Niemand besuchte Ostseite des Berges zu erforschen. Hier fand ich zu meiner grössten Überraschung ein Birkenwäldchen. Dieser nordische Baum kommt in Süditalien nur in bedeutender Meereshöhe und an zwei Stellen, am Ätna und auf dem Gebirge Aspiomonte an der Südspitze Calabriens vor.

Am 4. Februar war es, glaube ich, dass das Fest der hl. Agathe*), der Schutzpatronin Catanias, gefeiert wurde. Zu demselben strömt die ganze Nachbarschaft der Stadt, viele Tausend Menschen zusammen, und die Leute sind alle wie verrückt; sowie der Tag graut, fängt das Geschrei an: „Evviva Santa Agata!“ und die Strassen sind gedrängt voll Menschen, die kein ander Geschäft haben, als „Evviva Santa Agata!“ zu schreien. Weder Militär noch Polizei lässt sich sehen. Geraten ein paar Menschen an einander, die zu frühzeitig dem Bacchus geopfert haben, so genügt es, dass der erste beste Vorübergehende seine Arme zwischen die Streitenden steckt und sie etwas auseinanderschiebt mit dem Zauberwort: „Evviva Santa Agata!“ so ist der Streit plötzlich beendet. —

*) Die hl. Agathe war die Tochter vornehmer Eltern zu Catania und wurde früh dem Christentum zugeführt. Der röm. Statthalter von Sicilien, von ihrer Schönheit und ihrem Reichtum gelockt, wollte sie für sich gewinnen, sie widerstand aber allen Verführungen, Drohungen und Martern, denen sie der über ihren Widerstand erzürnte Statthalter unterwarf und starb als Märtyrerin ihres Glaubens den 5. Februar 251.

Die Prozession, welche von der Kathedrale nach dem grossen Platz geht, war sehr hübsch und imposant. Unter einem schwach gewölbten Baldachin, der jederseits auf drei Säulen ruht, die die Höhe eines Mannes haben und in der oberen Hälfte canellirt sind, wird ein Brustbild der Heiligen und der Schrein, der ihre Reliquien enthält, getragen. Alles dieses ist von Silber; die Decke hat die Gestalt eines schwach gewölbten Daches, dessen Hügel aus Engelsköpfen bestehen. Über jeder Säule erhebt sich eine kleine Statue. Unter dem Karnies hängen Lampen und Kränze. Die Basis, worauf die Säulen ruhen, ist mit Reliefs verziert. Das Bild der Heiligen ist die Oberhälfte des Körpers eines Kindes, das die Grösse und die Proportionen einer Puppe hat und eine Krone trägt. Sie hat eine Menge Halsbänder von Edelstein, die sehr alt sein müssen, da, so viel ich sehen konnte, kein Edelstein facettirt ist, stammen also aus einer frühen Zeit, wo man es noch nicht verstand, Facetten an die Edelsteine zu schleifen. Das Postament, auf dem die Heilige ruht, ist sehr einfach und geschmacklos. Der Schrein, in dem die Reliquien ruhen, hat die Gestalt einer gotischen Kirche ohne Türme. Die Säulen sind natürlich hohl, oder von Holz und nur mit starkem Silberblech überzogen, aber dennoch gehörten sehr starke Männer dazu, um die ganze Tragbahre zu tragen. Hinter derselben folgte der Magistrat in seinen weissen, bis auf die Erde herabhängenden Kleidern, die Geistlichkeit der Kathedrale, die Mönche der Klöster und eine unübersehbare Menschenmenge. Ein Mitglied des Magistrates, der bei der Bevölkerung besonders beliebt war, war gezwungen worden, auf die Bahre zu treten, auf der er nur mit halbem Fusse stehen konnte, sodass er sich beständig an einer der Säulen, sie mit einem Arme umschlingend, halten musste. Es war dies eine grosse, aber auch recht beschwerliche Ehre für ihn. Als die Bahre auf dem grossen Platz angekommen war, wurde nun das Feuerwerk abgebrannt. Der ganze Platz war mit einer dreifachen Reihe der roten, aus

China kommenden, in Zickzack gebogenen, nach Art der Raketen mit Pulver gefüllten Röhren behängt, die beim Abbrennen einen mörderlichen Lärm, wie ein wiederholtes Pelotonfeuer von Soldaten verursachten und dazwischen wurden eine Menge Kanonenschläge abgebrannt. Ohne ein solches Feuerwerk ist im Königreich beider Sicilien kein religiöses Fest denkbar.

Am folgenden Tage wurden die Reliquien der Heiligen dem Volke in der Kathedrale gezeigt, indem sie die Canonici von der Empore aus dem dichtgedrängten Volke in die Höhe hielten, das den unteren Teil der Kirche füllte.

Wir wollten auch etwas davon sehen und drängten uns durch die Menge nach vorn, als uns Don Mario Gemellaro erblickte und bis an die Stufen der Empore heranföhrte. Er winkte nun einem der Chorherrn, sprach mit demselben einige Worte und nun stieg dieser herab, schloss die Thür des Gitters auf, welches die Laien von der dem Klerus vorbehaltenen Empore trennt und dieser föhrte uns hinauf, damit wir Protestanten die Reliquien ganz in der Nähe sehen sollten. Zunächst zeigte man uns eine getrocknete Brust, die einem Mädchen von etwa zehn Jahren angehört haben mochte; sie war in einer silbernen mit Glas bedeckten runden Kapsel, sodann den Arm, ebenfalls getrocknet, eines Mädchens von etwa demselben Alter; er war ebenfalls in einer silbernen mit Glas bedeckten Kapsel, die aber eine unregelmässige Form, dem im Ellenbogengelenk gebogenen Arm entsprechend, hatte. Wir beröhrten das Glas, welches diese heiligen Reliquien bedeckte, mit unsern Lippen, es kam mir aber doch sehr sonderbar vor, dass wir Ketzler vor den Gläubigen den Vorzug genossen, die Reliquien so ganz aus der Nähe betrachten zu können. Ich muss bei dieser Gelegenheit bemerken, dass wir niemals wegen unseres abweichenden Glaubens die allergeringsten Unannehmlichkeiten weder von Geistlichen noch von Laien erfahren haben, was dem neapolitanischen Volke sehr zu Ehren gereicht. Die dritte Reliquie ist der Schleier der heiligen Agathe, der die merk-

würdige und lobenswerte Eigenschaft hat, dass er einem vom Ätna herabfliessenden Lavaström Stillstand gebietet, wenn er demselben vorgehalten wird. Don Mario Gemellaro, der uns dies erklärte, war etwas zweifelhaft, ob er diese von Mutter, Amme etc. gehörte Eigenschaft glauben sollte. Der Glaube daran ist im Jahre 1837, wenn ich nicht irre, gewaltig erschüttert worden. Im genannten Jahr war eine Eruption des Ätna, und die Lava floss, was sehr selten der Fall ist, nach Norden gegen das Städtchen Bronte. So lange sie noch im oberen fast ganz vegetationsleeren Teil des Berges floss, machten sich die Leute in Bronte nichts daraus. Als die Lava aber an ihre Weinberge kam, und anfang diese zu verbrennen, schickten sie nach dem Schleier der heiligen Agathe. Die Canonici hatten anfangs allerlei Gründe, nicht mit dem Schleier zu kommen. Als die Lava aber immer weiter in die Gärten vordrang, mussten sie aber doch den wunderthätigen Schleier bringen und die Lava kehrte sich nicht an denselben, sondern floss weiter. Da wurden die Einwohner von Bronte aufsässig und wie man mir erzählt hatte, einer der Canonici bekam sogar Prügel, obgleich sie doch unschuldig daran waren, dass der Schleier seine Kraft verloren hatte. —

Den folgenden Tag besuchte ich den Kanonikus Don Giuseppe Alessi, einen mit Recht hochgeachteten und gelehrten Mann; er war Professor des kanonischen Rechtes an der Universität und auch Universitätsprediger und hat ein Werk über die Ausbrüche des Ätna geschrieben, das sehr geschätzt wird, da er nicht blos die alten Schriftsteller, sondern auch die später gedruckten und selbst ungedruckten Chroniken und die Archive Catanias mit grossem Fleiss zu Rate gezogen hat. In seinem Studierzimmer sah es allerdings etwas unordentlich aus und er sagte selbst: ich würde seine Sammlungen in einem Confusionchen (confusionetta) finden. Er zeigte mir sechs Ölgemälde, die sehr alt und sehr schwarz waren, so dass es mir Mühe kostete zu unterscheiden, ob diese Brustbilder Männer oder

Frauen vorstellten und erklärte mir dieselben und ihren hohen Wert. Ich erwiderte: „Sono molto interessanti.“ Er hatte eine kleine Mineraliensammlung, eine kleine Conchiliensammlung, einige Terrakotten, wie thönerne Lampen etc., aus dem Altertum und eine, wie mir schien, sehr wertvolle Sammlung alter sicilianischer Münzen. Hier sah ich zum ersten Mal die wundervolle Silbermünze, welche auf der einen Seite den Kopf einer schönen Frau mit der Umschrift „Basilissas philistidos“, auf der andern Seite eine Quadriga mit vier Pferden zeigt. Kein moderner Künstler könnte diese so schön gravieren, wie der alte Münzmeister. Die Geschichte weiss nichts von einer Königin Philistis, aber, da ihr Name in dem Theater von Syracus als Bezeichnung eines Keiles desselben eingemeisselt ist, so muss es eine Königin von Syracus gewesen sein.

Nach den gewöhnlichen Begrüssungen sagte der würdige alte Herr: „Nun, wie hat Ihnen das Fest der hl. Agathe gefallen? War es nicht ganz so, wie die Alten das Ceresfest feierten?“ Der gute Canonikus hatte in der Unschuld und Einfachheit seines Herzens ein wahres Verdammungsurteil ausgesprochen, das viele andere Umstände noch mehr bekräftigten. Es ist wahr, sehr wahr, dass die Kirche in Sicilien und Neapel eine Menge heidnischer Gebräuche aufgenommen hat um die Heiden desto leichter für die christliche Lehre zu gewinnen und bis zum heutigen Tage nichts gethan hat, dem uralten Aberglauben zu steuern.

Als der Frühling anbrach, machten wir uns auf, um den südöstlichen Teil Siciliens, das früher sogenannte Val di Noto in geognostischer Beziehung zu untersuchen. Hier sind zahlreiche Basaltdurchbrüche durch den jüngeren Kalkstein und es war daher nötig, das Land die Kreuz und die Quer zu durchziehen. Wir besuchten beinahe jeden Ort in demselben und nahmen überall die Gastfreundschaft der Kapuziner in Anspruch, wegen der schon

oben erwähnten Unsauberkeit der Herbergen, die auch oft ganz und gar fehlten.

Ich muss den Kapuzinern in jeder Beziehung das beste Zeugnis geben. Sie nahmen uns freundlich auf, machten nie die geringste tadelnde Bemerkung über unsern abweichenden Glauben. Sie erlaubten unserm Bedienten in dieser Fastenzeit Fleischspeisen in ihrer Küche zu bereiten etc. Freilich konnten sie uns wenig Bequemlichkeiten gewähren; ein jeder von uns bekam eine Mönchszelle, die nur ein Bett, einen kleinen Tisch und ein paar Stühle enthielt. Das Bett war wie das der Mönche, es bestand aus einem Strohsack, einer Rollmatratze, einem wollenen Pfühl und einer wollenen Decke. Betttücher waren in den meisten Klöstern nicht vorhanden, so dass wir, wie die Mönche, halbbekleidet schlafen mussten. Manchmal war auch in der Zelle kein Waschwasser. Unsere Ausflüge brachten es natürlich mit sich, dass wir die Hauptmahlzeit, meist die einzige warme, erst am Nachmittage, gegen Abend, verzehrten. Das Essen wurde im Refektorium aufgetragen, dann setzten sich gewöhnlich ein paar Mönche zu uns um zu plaudern, da sie sehr begierig waren, etwas von der Welt ausserhalb Siciliens zu erfahren.

Es war im Kloster von Sortino, das auch der Prior des Klosters oder Definitore, wie sie in Sicilien sagten, sich zu uns setzte und unter anderem frug, ob es noch viele Klöster in Preussen gebe. Als wir antworteten, die meisten seien aufgehoben, sagte er: „Euer König hat sehr wohl daran gethan, sie aufzuheben!“ Ein Mönch, der Pater Luigi erkundigte sich nach einigen Thatfachen die im 16. Jahrhundert zur Reformationszeit vorgefallen waren und nun stellte sich die merkwürdige Thatfache heraus, dass in diesem tief im Innern des Landes und von jeder grösseren Stadt entfernten Klosters in der Bibliothek eine Menge der damals zwischen Luther und den andern Reformatoren und den Gegnern der Reformation gewechselten Zeitschriften vorhanden waren und auch gelesen wurden.

Den Abend kamen gewöhnlich noch ein paar Mönche in die Hoffmann angewiesene Zelle, da dieser rauchte und sie auch gern rauchten, was gegen die Ordensregel war und nicht wohl geschehen konnte, da der Prior jeden Abend einen Rundgang durch das Kloster machte und am Tabaksgeruch gleich merken musste, wenn in einer Zelle geraucht wurde.

Wir blieben 4 Tage in diesem Kloster, da wir gerade von hier aus nach allen Seiten hin Ausflüge zu machen hatten. So unter anderen nach dem wegen seiner Felsengräber berühmten Thal von Pántalica, wobei uns der Pater Erzengel (Archangelo) begleitete; er war ein Lustiger und hatte Augen die so stark rollten, wie ich je noch einmal bei einem Menschen gesehen habe, bei einem Herrn Luco in Santiago.

Die Felsengräber befinden sich in einem engen Thal mit beinahe senkrechten Wänden von Kalkstein von etwa 30 bis 40 Fuss Höhe in sehr grosser Zahl. Mir machte es den Eindruck, als ob an einem senkrechten Flussufer eine Menge Uferschwalben ihre Nester gemacht hätten. Sie sind in horizontalen Reihen, deren man je nach der Lokalität 2 bis 5 zählt und so hoch angelegt, dass auch die untersten nur mit einer Leiter zu erreichen sind. Es sind viereckige Kammern, so lang oder so breit, dass eine Leiche bequem darin liegen kann. Eine mehrere Zoll hohe Erhöhung über dem Fussboden deutet die Stelle an, wo der Kopf der Leiche oder der Leichen, wenn deren mehrere in einer Kammer beigesetzt waren, gelegen hat. Die Höhe der Kammern mag etwa über einen Meter betragen haben. Vor der Kammer war der Felsen senkrecht behauen, so dass ein schmaler Vorplatz vor der Thür entstand, welche letztere quadratisch war und durch eine quadratisch behauene Steinplatte geschlossen werden konnte.

Ich sollte meinen, dass die Felsengräber von Jerusalem ganz ebenso beschaffen sein müssten und kann nicht begreifen, wie der Eingang in dieselben durch einen da-

vor gewälzten Felsblock verschlossen wurde. Der Pater Archangelo versicherte uns, dass sämtliche Gräber seit undenklichen Zeiten ausgeleert und ausgeraubt wären. Auch von Gerippen ist keine Spur mehr vorhanden und niemand weiss, welcher alten Stadt diese Felsengräber als Begräbnisstätten gedient haben.

Als wir von dieser Exkursion zurückkehrten, waren wir nicht wenig erstaunt, vor dem Kloster fünf Musikanten zu finden mit Geigen und Clarinetten, die uns mit Märschen und deutschen Melodien empfingen. Es waren Bürger der Stadt, die durch eine seltsame Veranlassung bewogen, halb Europa durchzogen und selbst die Vereinigten Staaten besucht hatten. Sie folgten uns in den Klosterhof und ihre Musik bewirkte, dass bald die Hälfte der Mönche um uns versammelt war, zu denen sich auch einige Einwohner des nahen Städtchens, die gerade in der Nähe waren, gesellten. (Ich bemerke, dass die Kapuzinerklöster stets in einiger Entfernung von den Ortschaften liegen). Die Musikanten spielten auch Tanzweisen und gaben die nötigen Erläuterungen dazu; besonders wunderbar erschien ihren Zuhörern, was sie von den närrischen Walzern sagten, da das italienische Volk nur die von einem Paar ausgeführten Tänze kennt. Sie baten uns, ihnen zu zeigen, wie gewalzt würde; Hoffmann erklärte mich für eine Dame und walzte ein paar Mal mit mir herum, während Escher den wohlbeleibten Pater Erzengel herumwirbelte, so gut es ging, was zum grossen Staunen und Vergnügen der Umstehenden diente. Jetzt wurden wir zum Essen gerufen und die Musikanten folgten uns in das Refektorium und machten Tafelmusik.

Es ist vielleicht das einzige Mal gewesen, dass in einem Kloster der Kapuziner, weltliche, lustige, selbst Tanzmusik ertönt hat.

Niemand nahm Anstand daran; wie man denn auch in den Kirchen und bei Prozessionen viel häufiger Operarien und andere weltliche Musik als die ernste Kirchenmusik hörte. Besonders beliebt waren zu der Zeit „Wir

winden dir den Jungfernkranz“ und andere Melodien aus dem „Freischütz“. — — Ich kehre nun nach Sortino zurück.

In keinem Kloster sind wir so lange gewesen, wie in dem von Sortino und dies machte, dass wir mit den Mönchen in ein sehr befreundetes und vertrauliches Verhältnis traten. Der Pater Archangelo wollte uns bereden, noch einen Tag länger zu bleiben und sagte u. a. er wolle uns eins der schönsten Mädchen zeigen, die in Sicilien existierten; sie sei erst etwas über 11 Jahre alt, aber schon vollständig entwickelt und befinde sich zur Erziehung im Nonnenkloster der Stadt, dessen Beichtvater er sei. Die Nonnen sollten uns mit einer guten Chokolade bewirten und dann das Mädchen rufen, die freilich hinter dem Gitter des Beichtzimmers bliebe und wir könnten sie nach Herzenslust betrachten. Freilich wäre das Gitter zu eng, als dass man einen Kuss hindurch geben könnte; wir lehnten aber sein Anerbieten dankend ab. — Es wird bekanntlich behauptet, dass in Sicilien die Mädchen sehr früh reif werden und dies ist wirklich der Fall. Wir haben zwei Mal Mütter von 12 Jahren gesehen. —

Der öffentliche Unterricht war im Königreich beider Sicilien in jeder Beziehung erbärmlich. Ich will einige ergötzliche Beispiele anführen. In Syracus lernten wir einen Doktor Francesco Muré kennen, der in Catania seine medizinischen Studien gemacht hatte. Er fragte mich eines Tages, ob die Sachsen noch immer in Felshöhlen lebten. „Wie kommen Sie zu dieser sonderbaren Idee?“ erwiderte ich. Er: „Nun, sie heissen ja doch sassoni, weil sie in sassi (Singular sasso = das lateinische saxum) wohnen“. —

Ein anderer Herr in Syracus behauptete einmal, im dortigen Hafen ein schweizerisches Schiff gesehen zu haben. Freund Escher erläuterte ihm, warum dies unmöglich der Fall gewesen sein könne und nach vielem Hin- und Herreden entdeckten wir, dass das Schiff ein schwedisches gewesen war. Ein ander Mal wurde ich gefragt, ob Preussen wohl so gross sei, wie das Königreich Neapel,

und der Frager wollte mir nicht glauben, dass es doppelt so gross und darüber gross sei. Auch bin ich einmal von einem Zollbeamten, mit dem ich im Kaffeehaus in ein Gespräch gekommen war, gefragt, wie viel Tribut der König von Preussen an den Kaiser von Österreich bezahlen müsse. Ich habe schon gesagt, dass die botanischen Kenntnisse des Professors der Botanik an der Universität Catania nur sehr mässig waren. Bei meinem zweiten Aufenthalt in Neapel lernte ich auf einer Reise in Calabrien Don Carlo Parentino, den Professor der Botanik an der Universität Catanzaro, kennen, einen noch jungen, sehr liebenswürdigen Mann, mit dem ich in wenigen Tagen sehr befreundet wurde. Wir machten eines Tages einen Ritt nach einem ein paar Meilen entfernten Steinbruch, bei einem Städtchen, dessen Namen mir entfallen ist. Das Gestein ist höchst merkwürdig. Ein grosskörniges Gemenge von schneeweissem Kalkspat und dunkelgrünem Serpentin, das zu hübschen kleinen Säulen und anderem etc. verarbeitet wird. Als wir durch das Städtchen ritten, machte mich Don Carlo auf ein paar Frauenzimmer aufmerksam, die auf einem Balkon standen und die er grüsste. Er sagte: sie seien sehr erfahren in der Toxicologie! Wir waren keine zehn Minuten von Catanzaro entfernt, als er mich nach dem wissenschaftlichen Namen einer Distel fragte, die am Wege stand und in ganz Süd-Italien häufig vorkommt. Dem Professor der Botanik war derselbe unbekannt. Von ihm erfuhr ich auch gelegentlich, dass die Studenten alle interne seien, sich geistlich kleiden mussten und von Zeit zu Zeit wie kleine Kinder von einem geistlichen Inspektor spazieren geführt wurden.

Man begreift den Zustand des Unterrichtes, wenn man bedenkt, dass derselbe ganz in den Händen der Geistlichkeit lag, die ja selbst heute noch verlangt, der Geist müsse fare il sacrificio del intelletto, das Opfer seiner Vernunft bringen, ja nicht selbst denken, obgleich die Vernunft es ist, die den Menschen wesentlich vom Tier unterscheidet, nicht der abweichende Körperbau. Man stelle einen Pa-

vian neben einen Chimpanse und Jedermann wird sagen, der körperliche Unterschied dieser beiden Affen ist viel grösser, als der zwischen dem Chimpanse und dem Menschen und es ist daher zu begreifen, dass die Darwinisten behaupten, sie hätten mit dem Affen einen gemeinsamen Ahnherrn.

In Palermo wurde ich mit dem österreichischen Generalkonsul, Herrn von Laurin, bekannt, der mir mehrere interessante und dem Publikum unbekannte Aktenstücke mitgeteilt hat.

Als nach dem Sturz Napoleons der König von Neapel wieder von Sicilien nach dem festen Lande zurückgekehrt war, und von demselben Besitz genommen hatte, hatte er eine Kommission niedergesetzt, welche über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in seinem Reiche und über die Mittel denselben zu verbessern und seinen Übelständen abzuhelfen, berichten sollte. Die Kommission bestand, wie natürlich, fast ausschliesslich aus Geistlichen. Ihr Präsident war der Bischof von Pozzuoli. Diesen Bericht habe ich in Händen gehabt und seiner Zeit abgeschrieben. Leider ist mir die Abschrift sowie meine Tagebücher, in denen ich sorgfältig Tag für Tag aufgeschrieben hatte, was ich gethan, gesehen, gehört hatte, in dem Brande, der November 1863 das Wohnhaus auf meinem Landgut San Juan, in der Provinz Valdivia, mit sämtlichen Nebengebäuden in Asche legte, zu Grunde gegangen. In demselben hiess es: die Regierung solle ja keine Schulen in den Dörfern und auf dem Lande errichten, denn wenn das gemeine Volk lesen könnte, würde es sehr empfänglich sein für die Flugblätter und Schriften der Carbonari, Jakobiner und anderer Revolutionäre und daher leicht zu Empörungen und Widersetzlichkeiten gegen die Regierung aufgestachelt werden können. Auch in den Städten müssten die Schulen streng überwacht werden und wenn es leider nicht möglich sei, die Errichtung von Privatschulen zu verbieten, so müssten diese besonders streng überwacht werden. Die Kirche müsse die Aufsicht über

den Unterricht übernehmen, sie allein könne den Staat gegen die Wirkungen der Irrlehre beschützen etc. etc.

Daher ist es kein Wunder, wenn in den Staaten, die der Kirche diese heilsame Aufsicht übertragen haben, wie dies in Italien und Spanien der Fall war, mehr als drei Viertel der Einwohner weder lesen noch schreiben konnten; aber wie geht es zu, dass gerade in den Staaten, in denen die Kirche diese heilsame Überwachung ausübte, so viele Versuche zu Revolutionen, Empörungen, Pronunciamente u. s. w. stattgefunden haben, während die Länder, in denen der grösste Teil der Einwohner lesen und schreiben können ganz und gar davon verschont geblieben sind? — —

Im Dezember 1839, bei meinem zweiten Aufenthalt in Neapel, wurde mir mein jetzt noch lebender Sohn geboren, beiläufig gesagt, während einer heftigen Aschen-eruption des Vesuvus und unter den Detonationen des Vulkanes. Der Zustand meiner Frau machte eine Amme nötig. Die erste, die mir empfohlen war, musste ich nach wenigen Tagen, kurz vor Weihnachten, fortbringen; sie sagte mir: „Mangiare zéppole en la semana santa di Natale, questo é la nostra religione“. (Zéppole ist eine Art Gebäck oder Kuchen). — —

Justizverwaltung.

Als im Jahre 1806 die Franzosen Neapel eroberten und der König nach Sicilien flüchtete, fanden auf der Insel noch ganz mittelalterliche Zustände statt und die Justizverwaltung lag ganz im argen, besonders auf dem Lande, das ganz und gar dem Adel und der Geistlichkeit gehörte. Die grossen Barone hatten die volle Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen, selbst das Recht, Todesstrafe zu verhängen. Da sie die Richter selbst ernannten, war in Rechtsstreitigkeiten zwischen dem Unterthan und dem Grundherrn kein unparteiischer Urteilsspruch möglich. Die Räuberbanden waren sehr häufig. Mit diesen Zu-

ständen wurde nun glücklich aufgeräumt, die Richter von der Regierung ernannt, die Insel in Intendencias (Provinzen) geteilt, in jeder ein Obergericht eingesetzt und in der Hauptstadt Palermo ein Oberappellationsgericht. Die Ansichten und übeln Gewohnheiten der Menschen konnten damit freilich nicht geändert werden; aber es war doch immer ein unendlicher Fortschritt gegen frühere Zeiten.

Die Richter wurden zuvörderst zur Probe auf zehn Jahre ernannt. Diejenigen, welche sich während dieser Zeit untadelhaft gezeigt hatten, sollten aber lebenslänglich angestellt werden.

Ich habe durch Herrn von Laurin den Bericht des neapolitanischen Justizministers an den König über den Erfolg der neuen Gerichtsorganisation gelesen. Es heisst darin: „Ich bedaure Ew. M. sagen zu müssen, dass sich nur wenige Richter (die Zahl habe ich vergessen) zu einer lebenslänglichen Anstellung geeignet gezeigt haben.“ Ich habe vielfache Klagen über Bestechlichkeit der Richter nicht nur bei meinem ersten Aufenthalt in Italien, sondern auch bei meinem zweiten in den Jahren 1838—40 gehört.

Wenn ein armer Advokat zum Richter ernannt wird, so hiess es: in wenigen Jahren wird er ein eigenes Haus und Equipage haben. Bäcker und Fleischer finden es in ihrem Interesse, ihn umsonst mit Brot und Fleisch zu versorgen.

Am Ende des Jahres 1831 oder Anfang des folgenden fuhr ich in der Landkutsche von Catania nach Palermo. Wir waren vier Reisende; ein Gutsbesitzer von Sentini, der mit Mundvorrat für die ganze Reise versehen war, darunter eine ganze sauergekochte Gans, ein Franziskaner, der sein Kaffeemaschinchen mit sich führte und ein Notar von einem Dorf am Fuss des Ätna und ich. Auf dieser Reise habe ich Gelegenheit gehabt zu sehen, wie sparsam die Leute sind und wie wenig ein Gastwirt von ihnen verdienen kann. Für ein überzogenes Bett bekam er anderthalb Carlini gleich 50 Pfennige. Der Notar verlangte ein Bett ohne Leinzeug und schlief in seinen

Kleidern; er bezahlte nur einen Carlin = $33\frac{1}{3}$ Pfennige. Ich, als Fremder, musste zwei Carlin bezahlen gleich 67 Pfennige. Da der Gutsbesitzer überflüssigen Mundvorrat mit sich führte und bereitwillig davon mitteilte, so wurden zum Essen nur ein paar Gerichte verlangt, deren Bezahlung im Verhältnis zum Preise der Betten stand. Der Franziskaner versorgte uns mehrmals mit Kaffee. Irgend welche Bequemlichkeit war natürlich in diesen Gasthöfen nicht zu finden, aber sie waren wenigstens reinlich. Einmal regnete es so stark, dass wir um Mittag nicht weiter fahren konnten. Das Zimmer, welches uns angewiesen wurde, hatte keine Fenster mit Scheiben, sondern nur Fensterladen und der Wind hatte den Regen in das Zimmer getrieben, so dass eine grosse Wasserlake auf dem Fussboden war. Eine Magd musste kommen und mit Tüchern das Wasser entfernen und es wurde eine Lampe hereingebracht, da es nach Schliessung der Fensterläden im Zimmer stockfinster gewesen wäre. Der Gutsbesitzer hatte die Mahlzeit, die wir immer gemeinsam einnahmen, auf den Abend bestellt. Ich hatte Hunger, mochte aber nicht etwas besonders für mich verlangen und da kam mir der Zufall zu Hülfe. In dem Gasthaus waren auch mehrere Fuhrleute eingekehrt, die Wagen nach dem Innern zu führen hatten und in dem grossen gewölbten Stall an dem gemauerten Tisch in der Ecke ein Gericht Linsen und ein zweites von Blumenkohl verzehrten. Als ich zufällig in den Stall kam, luden sie mich freundlich ein, mitzuessen, was ich ihnen natürlich nicht abschlug. Auf der $4\frac{1}{2}$ Tag dauernden Reise wurden wir natürlich sehr bekannt miteinander. Der Notar erzählte, er habe einen Prozess wegen eines Grundstückes, der jetzt in zweiter Instanz in Palermo schwebt und den er in erster Instanz verloren habe; er hoffe aber, ihn in der Appellation zu gewinnen. Der Prozess habe ihm schon an tausend Thaler gekostet. Ich fragte ihn, wie viel denn das Grundstück wert sei. Er meinte, die Prozesskosten wäre es freilich nicht wert, aber man müsse doch sein Recht verfechten.

Tutti gli Italiani sono (fan) così.

Der Gutsbesitzer reiste auch wegen eines Prozesses nach Palermo und sprach nicht gut selbst von den höheren Richtern. Er erzählte von einem Prozess, wo es sich nach dem Aussterben eines fürstlichen oder herzoglichen Hauses darum gehandelt hätte, wem die Erbschaft zukäme und behauptete, der Erbe, dem diese zugesprochen war, sei nicht der berechnigte, habe aber den Prozess dadurch gewonnen, dass er jedem Richter 3000 Dukati, dem Präsidenten aber 6000 Dukati zugeschickt habe. (Der Dukato ist nur Rechnungsmünze und gleich $\frac{5}{6}$ eines spanischen Thalers = $3\frac{1}{3}$ Mark.) Vielleicht ist der Richterspruch gerecht und die Bestechung nur eine Verleumdung gewesen, aber die Erzählung beweist doch, was man selbst den höher gestellten Richtern zutraute.

Eben fällt mir ein Geschichtchen ein, welches in dieses Kapitel einschlägt. Im Jahre 1839 fuhr ich mit der Post von Calabrien aus nach Neapel und hatte eine Strecke lang die Gesellschaft eines neu ernannten Richters, der Besitz von seiner Stelle nehmen wollte. Ich habe es mitangehört, wie er den Kondukteur der Post bat, ihm seine Privatbriefe gratis zu befördern; die Mitreisenden fanden, dass dies ein sehr natürliches Begehren sei.

Bestrafung der Verbrecher.

Als nach dem Sturz Napoleons der König von Neapel wieder in seine Hauptstadt von Neapel zurückgekehrt war, wurden viele von den Franzosen eingeführte Verbesserungen beibehalten, so z. Beispiel das Zivilstandsregister und habe ich selbst den Tod eines Kindes und die Geburt eines anderen in das Zivilstandsregister müssen eintragen lassen. Auch wurde die Aufhebung des Forum der Geistlichen beibehalten und die etwa von einem Geistlichen begangenen Verbrechen, wie die eines jeden anderen Menschen, vor den gewöhnlichen Richter gebracht; allein es wurde doch ein Ausweg gefunden, um die Verbrecher geistlichen Standes

gelinder zu bestrafen, als die zum Laienstande gehörigen. Es wurde nämlich das Gesetz gegeben, dass ein jedes über einen Geistlichen gefällte Strafurteil einer besonderen Kommission, die natürlich fast nur aus Geistlichen bestand, zur Revision vorgelegt werden müsse. Diese Kommission milderte nun fast immer die vom Richter verhängten Strafen. Mir sind zwei auffallende Beispiele davon bekannt geworden.

Eines Tages besuchte ich in Neapel den Kanonikus Montizelli, den Verfasser der bekannten und geschätzten *Lithologia Vesuviana*. Wir sassen am Fenster und plauderten. Plötzlich rief er: „Sehen Sie mal den Mann da unten auf der Strasse an, der so und so gekleidet ist. Es ist dies ein Geistlicher, der vor einer nicht sehr langen Reihe von Jahren seinen Oheim vergiftet hat, um ihn zu beerben und jetzt frei herumläuft und den Kopf so hoch hält, wie der beste Ehrenmann, ungeachtet das Gericht ihn zum Tode verurteilt hat“. „Wie ist das möglich?“ fragte ich. Und er erklärte es mir nun. Erstlich hat das Revisionstribunal die Todesstrafe in Zuchthausstrafe für 30 Jahre gemässigt und dann sind die Gnadenakte gekommen, welche der König jedesmal, wenn ihm ein Prinz oder eine Prinzessin geboren wird über sämtliche in den Gefängnissen sich befindende Verurteilte ausspricht.

So wurden z. B. einem zu 30 Jahren Verurteilten 10 Jahre geschenkt, einem zu 20 Jahren Verurteilten 5 Jahre und so herunter. Da nun ihre Majestät die Königin jedes Jahr das Land durch die Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin erfreut, so kommt es, dass nach 6 oder 7 Jahren ein zu der längsten Haft verurteilter Verbrecher vollständig begnadigt und in Freiheit gesetzt wird. Als ich im Jahre 1838 nach Neapel kam, hörte ich viel von folgendem Vorfalle reden: In der Nähe des Städtchens Arpino, dem Geburtsorte Ciceros, hatte sich eine Räuberbande gebildet, der die Polizei lange nichts anhaben konnte, da sie immer Nachricht erhielt von den zu ihrer habhaft werdenden getroffenen Massregeln. Ihre Frechheit ging

so weit, dass sie zuletzt einen der angesehensten Einwohner des Städtchens weggingen, ihn in die Berge schleppten und ein sehr bedeutendes Lösegeld forderten, widrigenfalls sie ihr Opfer töten würden. Fast die ganze Bevölkerung war darüber empört und eine Menge Bürger bewaffneten sich, um im Verein mit den Gendarmen die Räuber gefangen zu nehmen. Als sie nahe an den Ort kamen, wohin das Lösegeld gebracht werden sollte, töteten die Räuber kaltblütig ihr Opfer und fingen an, auf die anrückende Menge zu feuern. Diese antworteten mit solchem Erfolg, dass ein paar der Räuber fielen, der eine tod, der andere schwer verwundet, worauf die übrigen die Flucht ergriffen. In dem Verwundeten wurde der Bruder eines Mönches des vor der Stadt Arpino gelegenen Kapuzinerklosters erkannt und die gerichtliche Untersuchung gegen die Einwohner des Klosters gerichtet, woraus sich ergab, dass das Kloster die Diebeshöhle der Bande war, deren übrige Mitglieder nun leicht verhaftet werden konnten. Sie wurden zu strengen Strafen verurteilt. Ein Mönch sogar zum Tode, andere zu langjährigen Zuchthausstrafen. In Neapel berechnete man nun, dass in wenig Jahren die Missethäter wieder frei herumgehen würden. Einmal, weil das geistliche Revisionstribunal die über die geistlichen Mitglieder der Bande verhängten Strafen herabgemindert hatte und dann die Strafen wieder bei der Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin im gebräuchlichen Gnadenwege herabgesetzt und zuletzt ganz erlassen werden würden. — —

Ich komme nun zur

Öffentlichen Sicherheit.

Sie war bei meiner ersten Reise nach Italien in Sicilien so vollkommen, wie im bestregierten Staat; aber sie war auf eine eigentümliche Weise erhalten. In jeder der sieben Provinzen der Insel war sie an den Mindestfordernden verpachtet worden, der natürlich eine sehr bedeutende Caution hinterlegen musste, nicht nur für Raub-

anfalle auf dem Lande, sondern auch auf Diebstähle in den Städten, und wenn irgend ein Raub oder Diebstahl stattfände, den Schaden ersetzen und alles thun musste, die Übelthäter zu ermitteln und gefangen zu nehmen, wozu er freilich freie Hand hatte. Man sagte mir, dass mehrere dieser Pächter der öffentlichen Sicherheit früherhin die Anführer von Räuberbanden gewesen seien und die waren deshalb wohl sehr geeignet, die Leute, welche etwa rauben oder stehlen wollten zu kennen und zu verhaften. Leider dauerte dieser Zustand nicht lange. Als ich im Jahr 1839 Sicilien wieder besuchte, war die Unsicherheit auf dem Lande wieder so gross, wie je und zwar aus folgenden zwei Ursachen: Einmal hatte die Regierung die sonderbare Verpachtung der öffentlichen Sicherheit aufgegeben und statt dessen das auf dem Festlande übliche System der Gendarmerie, das ganz vortrefflich war, eingeführt, aber festländische Gendarmen hinschicken müssen. Nun hat seit der sicilianischen Vesper eine Art Hass zwischen den Sicilianern und den festländischen Neapolitanern bestanden

Die gemeinen Sicilianer nannten häufig die Neapolitaner *Cacca porti*, was ich wohl nicht zu übersetzen brauche, und so fanden die Gendarmen bei der Nachforschung nach Verbrechern u. s. w. in der Bevölkerung nicht nur gar keine Unterstützung, sondern im Gegenteil Feindseligkeit. Es ist vorgekommen, dass ein Bauer, als er einen Gendarmen in sein Dorf einreiten sah, seinem Sohn gesagt hat: „Da kommt wieder solch eine *Caccuzza*, schiesse sie nieder“, was der gehorsame Sohn auch that. Worauf er dann in die Berge floh und als *Bandito* (Gebannter) darin so lange blieb, bis Gras über die Sache gewachsen war. Weit schlimmer war aber zweitens das Schwefelmonopol. Es hatte sich in Frankreich eine Gesellschaft gebildet, jetzt nennt man das ein Syndikat, um den Handel mit sicilianischem Schwefel, der bei weitem den grössten Teil des Bedarfes liefert, zu erwerben. Sie erboten sich, der neapolitanischen Regierung jährlich eine sehr bedeu-

tende Summe zu bezahlen, wenn die Regierung die Gewinnung des Schwefels monopolisieren und ihnen übertragen wolle. Die Idee, ohne alle Kosten eine reiche Einnahmequelle zu erhalten, war bestechend und wurde dadurch noch unterstützt, dass die Gesellschaft, wie man mir erzählt hat, den Finanzminister und den Beichtvater des Königs durch reiche Geldgeschenke für ihre Idee gewann. Man sagte, der erste habe 40.000, der zweite 20.000 Dukati bekommen. Dies erinnert an das Verfahren beim Panamaschwindel. Die Gesellschaft bekam also das Monopol. Ihre Agenten kauften nun zum gewöhnlichen Preise allen Schwefel in den Magazinen der Kaufleute und ebenso den aus den Bergwerken herausgebrachten Schwefel auf; verboten dann aber die weitere Förderung desselben aus den Gruben für die nächsten sechs Monate oder noch länger. Die Folge war natürlich, dass der Schwefelpreis in Europa in die Höhe ging; aber für Sicilien wurde es die grösste Kalamität. Die Besitzer der Schwefelgruben, von denen manche hauptsächlich vom Ertrage derselben lebten, hatten nun keine Einnahmen mehr von denselben, mussten sich sehr einschränken und darben. Die Arbeiter in den Gruben waren nun für längere Zeit ganz brotlos, ebenso die zahlreichen Maultiertreiber, welche sonst den Schwefel von den Gruben nach den Küstenplätzen führten und auch in den Hafenplätzen fehlten die Schiffe, die diesen Artikel ausführten. Kein Wunder, wenn aus fleissigen Arbeitern jetzt Räuber wurden, die die Strassen unsicher machten. —

Fremde waren in weniger Gefahr, wenn sie nicht etwa durch reiche Kleidung etc. die Räuber in Versuchung führten, oder sehr unvorsichtig waren. Ein Bekannter von mir, der Geologe Abich, der später in russische Dienste ging und der erste war, der den Ararat bestiegen hat, machte zu dieser Zeit eine wissenschaftliche Reise durch Sicilien, nur von einem Maultiertreiber begleitet. Er kam auf dieser Reise in die Mitte des Bezirkes, in dem die Schwefelgruben liegen. Eines Nachmittages um drei Uhr

kam er bei einer Schenke vorbei, in der mehrere Leute sassen und fühlte das Bedürfnis, sich auch etwas zu erfrischen. Er stieg von seinem Maultier ab, liess sich etwas Wein, Käse, Obst geben und als er bezahlen wollte, fand er erst, dass er kein Geld in der Tasche hatte. Er liess nun einen Koffer vom Maultier herunter nehmen, öffnete ihn vor den Augen der Leute, nahm eine Rolle von spanischen Piastern heraus (der einzigen grossen Silbermünze, die es im Königreich beider Sicilien gab) und bezahlte nun seine Zeche. Während er nun seinen Wein trank, hatte er sich nach dem Namen der nächsten Schwefelgruben, nach deren Ertrag, Besitzer etc. erkundigt, und dieses aufnotiert. Bei den Leuten war dadurch der Verdacht entstanden, er sei einer der Agenten der Schwefelmonopolkompagnie und führe viel Geld bei sich. Nachdem er eine Stunde weiter geritten und in einen kleinen Hohlweg gekommen war, traten ihm plötzlich bewaffnete Leute in den Weg. Er kletterte den steilen aber sehr kurzen Abhang des Hohlwegs hinauf, erblickte in kurzer Ferne Leute auf dem Felde, lief auf diese zu und war geborgen.

Sein ehrlicher Maultiertreiber wollte das Gut seines Herrn nicht gleich herausgeben und in dem Streit mit den Räubern büsste er das Leben ein. Die Räuber wurden von der Polizei ermittelt, eingefangen und hingerichtet.

Der Benediktinerpater Barnaba La Via vom Kloster in Catania, der die Verurteilten zum Schaffott begleitet hatte, hat mir die Geschichte mit allen Umständen erzählt. Späterhin besuchte Abich die höchst interessante vulkanische Gegend der Rocca Mon fina bei Capua und zwar mit meinem oben vielfach erwähnten Tobia. Er hatte die schlechte Gewohnheit, am Morgen spät aufzubrechen und konnte dann oft erst mit Einbruch der Nacht wieder im Quartier sein. Tobia erzählte mir, Abich habe auf dieser Exkursion, sobald es dunkel wurde, eine Pistole herausgezogen und sei dann, diese weit vorstreckend,

marschiert, was ihm höchst überflüssig und komisch vorgekommen sei.

Wenn die Kompagnie des Schwefelmonopols, die so grosses Unheil über Sicilien gebracht hat, in der ersten Zeit grosse Gewinnste realisierte, so dauerte dies nicht lange. Einmal konnten nun kleinere Ablagerungen von Schwefel an verschiedenen Orten Europas ausgebeutet werden, deren Ertrag früher bei den wohlfeilen Schwefelpreisen die Kosten der Gewinnung nicht gedeckt hätte. Zweitens konnten die Chemiker jetzt die Schwefelsäure aus den Kiesen häufiger benutzen, die bei wohlfeilen Schwefelpreisen nicht mit der gewöhnlichen Schwefelsäure konkurrieren konnten, und auch sonst den Gebrauch des Schwefels einschränkten. Nun fielen die Preise dieses Artikels wieder und die Gesellschaft des Monopols machte Bankerott. — —

Ich schliesse dies Kapitel über die öffentliche Sicherheit in Sicilien mit der Bemerkung, dass 1839 der Geheimbund der Maffia noch nicht existierte und gehe nun zur Erzählung dessen über, was ich bei meinem zweiten Aufenthalt in Italien, in Calabrien und Apulien gesehen und nicht etwa schon gelegentlich bemerkt habe. Dieser zweite Aufenthalt wurde durch den Zustand meiner Gesundheit veranlasst und da meine Krankheit allen Ärzten lange Zeit ein Rätsel geblieben, erlaube ich mir, von ihr zu reden:

Im Winter 1836—37 herrschte in Deutschland eine Epidemie der Grippe oder Influenza, wie man jetzt sagt. Ich bekam im Februar einen heftigen Anfall derselben, genas aber bis auf eine Heiserkeit, die beinahe zwei Jahre anhielt. Im Sommer 1837 bekam ich dreimal in kurzer Zeit einen Blutsturz aus dem Halse, der mich mit seinen Folgen auf das Krankenlager warf. Sechs Wochen lang habe ich an Herzklopfen gelitten und mich niemals in das Bette gelegt ohne den Gedanken, ich würde den andern Morgen eine Leiche sein. Ich genas aber auch hiervon und wurde wieder so wohl, dass ich glaubte, mit

dem Oktober wieder meinen Unterricht übernehmen zu können.

Von dem ersten Blutsturz an hatte ich aber beständig Blut gespiesen. Bei jedem Räuspern und Ausspucken war ein Blutstropfen und mit der kalten Jahreszeit nahm dies zu und ich musste den Unterricht aufgeben. Die Ärzte in Kassel erklärten meine Krankheit für beginnende Halsschwindsucht und prophezeiten ein schlechtes Ende. In dieser Zeit machte meine Frau — ich war seit 1. Januar 1836 verheiratet — eine Erbschaft von etwa 1100 Thalern. Sie sagte nun zu unserem Arzt, ob ich nicht vielleicht genesen könnte, wenn ich längere Zeit in einem wärmeren Klima zubrächte. „Ja“, war die Antwort, „wenn Ihre Mittel Ihnen das erlauben; es ist das einzige, was Ihren Mann vielleicht retten kann.“

Der Oberbergwerksdirektor Schwedes, der damals die höhere Gewerbschule in Kassel, an der ich Lehrer war, leitete, sagte mir: „Wir können Ihnen Urlaub auf ein Jahr mit Beibehaltung Ihres Gehaltes geben (der damals 500 Thaler betrug). Wenn Ihre Gesundheit nach Verlauf desselben noch nicht vollständig wieder hergestellt ist, so kommen Sie um Verlängerung desselben ein und ich hoffe Ihnen dann noch ein zweites Jahr Urlaub geben zu können.“

Ich brauche nicht zu sagen, dass ich mit 500 Thalern Gehalt nicht hätte heiraten können, aber meine Frau hatte von ihrem mütterlichen Vermögen jährlich 700 Thaler. Immerhin wäre die Summe von 1200 Thalern nicht hinreichend gewesen, um davon in Nizza oder der Riviera von Genua zu leben, umsomehr, da wir damals ein elfjähriges Kindchen hatten. —

Ich beschloss daher, nach Neapel zu gehen, wo, wie ich wusste, das Leben sehr wohlfeil ist und wo ich hoffen durfte, meine Studien über die dortige Meeresfauna fortsetzen zu können. Den 8. April 1838 reisten wir mit einer tüchtigen Magd mit einem Hauderer von Kassel ab, der uns bis München bringen sollte. Ich hatte bis dahin

fortwährend Blut gespieen, war recht elend, nervös. Von dem Augenblick an, wo ich im Wagen sass, hat das Blutspieen aufgehört, ungeachtet überall noch Schnee lag, bis in das Mainthal, und die Luft recht rauh war. Wie war das zu erklären? In Neapel angekommen, wollten wir uns eine eigene kleine Wirtschaft errichten. Am ersten Morgen, nach der Ankunft, ging ich zu dem Ende aus und traf sehr bald auf der Strasse einen alten Bekannten, den Maler Götzlaff, Hofmaler der Königin-Mutter, der sehr verwundert war, mich wiederzusehn und dem ich mein Anliegen eröffnete. „Das trifft sich ja herrlich“, sagte er. „In dem Haus, wo ich wohne, ist ein Stockwerk freigeworden, das Ihren bescheidenen Ansprüchen genügen wird und wohlfeil ist. Es hat noch dazu eine herrliche Lage in der Riviera Chiaja, freilich ziemlich entfernt vom Mittelpunkt der Stadt. Diese Strasse ist sehr breit, hat aber nur auf der Landseite Häuser; auf der See-seite ist der lange schmale Park, die sogenannte „Villa reale“, die durch eine niedrige Mauer vom Meeresstrande getrennt ist.“

Das Haus war ein Eckhaus mit sehr schmaler Front. Die zweite Seite des Hauses ging auf eine enge Gasse, die sich in die Höhe zog und hauptsächlich von Fischern bewohnt war.

Das Haus gehörte zwei Damen in den reiferen Jahren, Herzoginnen von Avalos, aber von bescheidenen Einkünften. Die eine derselben war mit einem Grafen Céstari di Scapoli, Kapitän in der königlichen Leibgarde, verheiratet. Sie war über die Jahre hinaus, in denen die Frauen Kinder bekommen, aber sie bildete sich ein, in andern Umständen zu sein, kaufte Kinderwäsche, die sie zum Spass und zum Skandal der Vorübergehenden auf den Balkonen, vor ihren Fenstern, aushängte und machte manches andere närrische Zeug. Sie bewohnten das zweite und dritte Stockwerk. Im Erdgeschoss wohnte ein Bäcker, der noch eine Handmühle besass und ab und an noch benutzte. Er hatte nur einen Gesellen. Im vierten Stock

wohnte mein Freund, der Maler, der mit einer jungen Deutschen verheiratet war, und die erste Etage konnte ich für ein Billiges mieten. Ich bemerke hier gleich, wie die Miete bezahlt wurde. Als der erste Monat vorüber war und ich meine Miete bezahlen wollte, wie es in Deutschland üblich ist, sagte mir Freund Götzlaff noch zur rechten Zeit: „So macht man das hier nicht. Sie müssen das Geld auf der Bank einzahlen und dabei bemerken, es sei für die Miete des ersten Stockwerks in dem Hause Nr. — der Riviera Chiaja, welches den Herzoginnen Avalos etc. gehörte und von Ihnen gemietet sei. Hierüber giebt Ihnen die Bank eine Quittung mit allen diesen Angaben und diese Quittung geben Sie dem Herrn Grafen Céstari di Scapoli, der dann das Geld auf der Bank erhebt!“ Auf diese Weise ist freilich irgend ein Betrug unmöglich, aber es ist doch charakteristisch, dass man einen solchen für recht gut möglich halten konnte. Die hohen Damen hatten keinen Diensthofen, aber alle Morgen kam Isidor, ein Badenser, der in der Schweizergarde gedient hatte und in der Nähe wohnte und verheiratet war. Er machte die Betten, reinigte die Zimmer, besorgte auch das Essen und ging um 6 Uhr Abends wieder nach Hause. Als deutscher Landsmann wurde er mit unserer deutschen Magd bekannt und konnte manches erzählen. Die Hauswirtschaft ist in Neapel viel einfacher, als in Deutschland. Früh Morgens werden Ziegen oder Kühe durch die Strassen getrieben und vor den Augen der Mägde gemolken. Man erhält daher nur ungewässerte Milch. Leute, die ein paar Stock hoch wohnen, lassen oft einen Henkeltopf an einem Stricklein herunter, auf dessen Grund sie Geld legen, dessen Betrag anzeigt, wie viel Milch sie haben wollen und ziehen dann den gefüllten Topf in die Höhe. Andere Hausfrauen machen sich's noch bequemer. Sie schicken in das nahe Kaffeehaus und lassen sich den Kaffee mit Zucker und Milch versehen und das zum Kaffee gehörige Brot bringen und sparen so die Mühe, Feuer anzumachen und den Kaffee selbst zu bereiten.

Es ist oft genug beschrieben, wie in Neapel alle Bedürfnisse der Haushaltung, Kohlen, Holz, Wasser, Gemüse, Butter, Fisch, Fleisch, grüne Gemüse, Obst auf den Strassen verkauft werden. Alles mit dem grössten Geschrei, z. B.: „Welche herrliche Apfelsinen, es sind wahrhaft königliche Apfelsinen!“ Im Hause, wo ich wohnte, war ein Brunnen, aber das Wasser war nicht trinkbar, sondern konnte nur zum Aufwaschen etc. gebraucht werden

Das Trinkwasser musste von einem öffentlichen Brunnen, der fast eine Viertelstunde entfernt war, geholt werden, was unsere Magd dienstwillig besorgte; da sie sauberer gekleidet war, als die neapolitanischen Mägde, die Weiber der Fischer u. dgl. Volk zu sein pflegen, so wurde sie von diesen Personen als eine Art Respektperson betrachtet und *Madama* tituliert, was ihr grossen Spass machte. Sie fand sich vortrefflich in die ungewohnte Lebensweise und lernte bald Italienisch. Ich muss nachholen, wie wir uns einrichteten. Ich kaufte nur die allernotwendigsten Möbel, wobei ich hauptsächlich auf Billigkeit sah. Die Bettstellen waren, wie im Mittelstande der Neapolitaner, sehr einfach: zwei eiserne Böcke, auf welche drei Bretter gelegt wurden. Auf diese kam eine Matratze, gestopft mit den Blättern, welche die Maiskolben umgeben und sehr elastisch sind. Auf diese eine mit Wolle gestopfte Matratze. Ein mit Wolle gestopfter Pfuhl und eine wollene Decke vollendeten das Bett; Leinzeug hatten wir mitgebracht. Ich habe gesehen, dass in mancher Familie kein besonderes Schlafzimmer ist. Wenn die Herrschaft aufgestanden ist, rollt die Magd die Matratze, den Pfuhl, die wollene Decke zusammen in ein Bündel und trägt es nebst den eisernen Böcken und den Brettern in irgend einen Winkel des Hauses, von wo es dann den Abend wieder in das Wohnzimmer gebracht wird. Sehr lästige Mitbewohner eines neapolitanischen Hauses sind die zahlreichen Flöhe und originell ist ein Mittel, einen Teil derselben zu entfernen. Am frühen Morgen kann man sehen, wie Dienstboten auf den Balkon

treten und die Hemden und andere Kleidungsstücke der Herrschaft schütteln, so dass die Flöhe auf die Strasse springen müssen. In den glühendheissen Nächten des Sommers schlafen Männer und Frauen völlig unbekleidet und bedecken sich nur mit der Bettdecke. (Das Nacktschlafen kommt übrigens auch in Deutschland vor und habe ich mich selbst einmal als Knabe davon überzeugen können bei einer Schusterfamilie; es muss auch in Frankreich, selbst im Mittelstande, gebräuchlich gewesen sein, denn Molière lässt in seinem köstlichen Lustspiel „Le precieux ridicule“ eine Tochter, der angekündigt wird, sie solle heiraten, sagen, sie habe keine Lust dazu, schon die Idee: „du coucher contre un homme tout nue“ sei ihr unerträglich.

Von Küchengerät wurde auch nur das allernötigste angeschafft, und dennoch haben wir ein paar Mal Deutsche, die nach Neapel gekommen waren und uns zusagten, bewirten auf Hausmannskost. Das erste Mal machte meine Frau zwar Einwendungen, sie müsse doch eine oder zwei Schüsseln mehr auf den Tisch setzen. „Das kannst Du immerhin thun“, sagte ich, „Du hast ja Teller und Schüsseln genug.“ — „Ja, das wohl, aber ich muss nun auch etwas auf die Schüsseln drauf thun, was nicht hier von der Strasse zu kaufen ist.“ — „Das macht keine Schwierigkeit, komm mit.“ — Wir schlenderten nun nach Santa Brigida, einer Art Markt oder breiten Strasse, wo alles mögliche Essbare zu haben ist und wo immer ein Gedränge von Käufern und Jungen ist, die flache, viereckige Körbe mit senkrechtem, niedrigen Rand auf dem Kopf tragen. Hier findet man alle möglichen Gemüse, grünen spanischen Pfeffer, Sardellen, Geflügel und zwar gleich gerupft, ausgenommen und ganz oder in zwei oder vier Stücke geteilt. Dann sind besonders zu haben: Hühnerlebern, die Kämme von den Hähnen, kurz, was das Herz sich wünscht, und schon so weit zubereitet, dass man es bloß in den Topf oder auf die Pfanne zu legen braucht. Meine Frau kaufte ein und ein Junge war bereit, dem das Eingekaufte

auf seinen Korb gelegt wurde; dann trabten wir drei wieder nach Hause zurück.

Ich hatte nun den Jungen zu belohnen und sagte zu meiner Frau: „Wir haben zu dem Rückweg eine gute Viertelstunde gebraucht, ich will dem Jungen einen Carlin geben“, also den 12. Teil eines spanischen Thalers, nach heutigen deutschem Gelde also $33\frac{1}{3}$ Pfennige. Da beehrte der Junge aber auf, was das wäre, für den weiten Weg so wenig Geld zu bieten u. s. w. Ich war aber bekannt mit dem neapolitanischen Wesen und wusste nun, dass ich ihm zu viel gegeben hatte und sagte ihm daher: „Wenn Du nicht gleich die Treppe heruntergehst, so gebe ich Dir einen Tritt, dass Du sie hinunterfliegst.“ Götzlaff, dem ich dies kleine Abenteuer erzählte, sagte: „Sie haben ganz recht; ein halber Carlin ist der Preis für einen solchen Weg.“

Als ich späterhin noch manchmal mit meiner Frau bei Santa Brigida vorbeikam, kam derselbe Junge immer herzugesprungen: „Nehmen Sie mich, nehmen Sie mich, ich weiss ihre Wohnung!“ Es ist eine merkwürdige Rasse, diese neapolitanischen und sicilianischen Strassenjungen. Sie sind die Ehrlichkeit selbst und zu allem brauchbar. Freilich muss man ihre Sprache reden können und in Neapel neapolitanisirt sein. Ich habe später öfter einen solchen Jungen bei der Krankheit meines Kindes in das Zentrum der Stadt schicken müssen, um aus einer deutschen Apotheke Medizin oder aus Santa Brigida ein Viertel Huhn holen zu lassen; das Geld für letzteres gab ich ihm natürlich mit und es ist nie vorgekommen, dass er damit durchgegangen ist. Er besorgte alles richtig und pünktlich und war zufrieden, wenn er dann seinen halben Carlin bekam. Gegen einen Fremden sind sie freilich von etwas anderer Natur. Eine sehr grosse Annehmlichkeit war für meine Frau der Umstand, dass Frau Götzlaff in demselben Hause wohnte und dass sie mit dieser bald auf einen sehr freundschaftlichen Fuss kam. Wenn sie im Anfang, wo sie ja noch gar kein Italienisch konnte, in

irgend eine Verlegenheit kam wegen der Sprache, brauchte sie nur aus der Thür heraus auf den Absatz der Treppe zu treten und zu rufen: „Luisa!“ dann kam Frau Götzlaff herunter und half ihr aus aller Verlegenheit.

Wir waren also in jeder Hinsicht gut aufgehoben und ich konnte das Haus ohne alle Sorge auf ein oder ein paar Tage verlassen zu botanischen Exkursionen u. s. w. Wir haben, wie sich's leicht denken lässt, alle Sehenswürdigkeiten Neapels und der Umgegend besucht, aber unser Leben hat auch recht trübe Tage gehabt. Der Sommer des Jahres 1838 war in Süd-Europa ungewöhnlich heiss und in Neapel wie in Griechenland herrschte eine Ruhrepidemie unter den Kindern, der auch unser Söhnlein erlag. Den 19. Dezember wurde mein jetzt lebender Sohn Friedrich geboren und seine Geburt hätte beinahe durch fehlerhafte Behandlung der neapolitanischen Hebammen der Mutter das Leben gekostet. Ich habe schon oben erwähnt, dass wir eine Amme nötig hatten, dass ich die erste nach ein paar Tagen fortbringen musste und dass die zweite eine ganz vorzügliche Frau war.

Meine Gesundheit hatte sich sehr rasch gebessert, ich hatte aber immer noch Heiserkeit und diese verlor sich erst im folgenden Jahr. Ich konnte nun in demselben grössere Reisen nach Sicilien, Calabrien und Apulien machen. Um so mehr, als meine Frau auch die Bekanntschaft einer deutschen seit Jahren in Neapel anwesenden Dame gemacht hatte, nämlich der Frau des mecklenburgischen Konsul Klenze, und mit der sehr befreundet war. Im März reiste ich nach Palermo, um die dortigen Seetiere zu studieren und traf es hier so glücklich, wie in Neapel, dass ich noch am Tage meiner Ankunft, die früh Morgens erfolgt war, auf der Strasse, als ich im Begriff war, mir eine passende Wohnung zu suchen, Herrn Jacob Hirzel traf, den ich von meiner ersten Reise her kannte. Wir waren beide erstaunt, uns wiederzusehen und als er erfuhr, dass ich eine kleine Wohnung in der Nähe des Meeres suchte, sagte er: „Ei was da

kommen Sie zu mir“; er wohnte in dem Hause des Herzogs, der den Räuber angeführt hatte, ganz nahe am Meer und hatte mehrere Zimmer frei. Er sagte: „Ich mache nur eine Bedingung. Wir essen zusammen und dann geht jeder seinen Geschäften nach, so sind wir beide ungeniert und doch beisammen.“ Als ich den andern Morgen nach dem Kaffeehaus gegangen war, um dort den Morgenkaffee zu geniessen, schalt er mich aus. „Ich habe meiner Haushälterin anbefohlen, dass sie Ihnen den Morgenkaffee, Chokolade, oder was Sie sonst wollen und zur Zeit wo Sie es haben wollen, besorgt.“

Nach vierwöchentlichem Aufenthalt in Palermo reiste ich nach Messina und zwar zu Lande. Ich hatte mich zwar aus Sorge, wegen der Unsicherheit der Wege, auf einem kleinen Küstenfahrtschiff eingeschifft, allein dies legte bald wegen widrigen Windes an, und die Gesellschaft auf demselben gefiel mir nicht und ich dachte, deine sicilianischen Bekannten haben am Ende recht, wenn sie dir gesagt haben, du würdest, selbst wenn die Kutsche von Räubern angehalten würde, nicht das geringste zu besorgen haben. Ein fremder Gelehrter ist in den Augen aller Sicilianer eine Respektsperson und du hast keine Habseligkeiten, die ihre Habgier reizen könnten. So war es denn auch. Meine alten Bekannten in Messina freuten sich, mich wiederzusehen, machten aber bedenkliche Gesichter, als ich ihnen sagte, ich wolle Calabrien bereisen und rieten sehr davon ab.

„Sie sollen einmal sehen“, sagte Herr Jäger, „Sie sollen selbst hören, in unserem Magazin ist ein Kaufmann aus Calabrien; ich werde ihn bitten, hereinzukommen.“ Er kam und Herr Jäger fragte ihn: „Da ist ein Herr, der in Calabrien herumreisen will. Kann er dies wohl mit Sicherheit thun?“ Der andere sagte, indem er die Achseln zuckte: „Ja, die Wege sind etwas schmutzig (sporche).“ — „Was? Es hat so lange nicht geregnet, wie können sie schmutzig sein?“ — „So meine ich das nicht“, war die Antwort, „aber als vor drei Monaten in San Bruno der

grosse Jahrmarkt gewesen war, auf dem ein Viehhändler eine grosse Geldsumme eingenommen hatte, wurde dieser auf der Rückreise nach seinem Wohnort von Räufern überfallen und als er sich wehrte, in dem Kampf erschlagen.“ — „Wenn das alles ist“, erwiderte ich, „dann will ich nur getrost reisen“, und so fuhr ich dann herüber nach Reggio, für welche Stadt ich einen Empfehlungsbrief an einen Apotheker Greco hatte. Ich fand in ihm einen sehr liebenswürdigen und unterrichteten Mann, der mir alle erwünschte Auskunft und die besten Ratschläge gab. Wegen der Sicherheit des Reisens nahm er mir alle Besorgnis. Die Calabresen seien mit Unrecht verrufen. Zwei Umstände sind es, die allerdings bei einem oberflächlich Reisenden einen schlimmen Eindruck machen. Erstlich sieht man oft an dem Wege ein kleines hölzernes Kreuz und fragt man seinen Führer: „Was bedeutet dies?“ so sagt dieser kaltblütig: „An der Stelle ist Don Chich' von Don Pepe erdolcht worden“, und an einem andern Kreuz: „Hier ist Don Vincenzo erschossen worden.“ — „Von Räufern?“ — „Nein. — Don Chich' war in zu grosse Vertraulichkeit mit der Frau von Don Pepe gekommen und Don Vincenzo? Ja, der hatte bei einem Streit seinen Gegner auf das tödlichste beleidigt“ und so fort.

Aber von Raubanfällen auf Reisende wusste man nichts; es reist übrigens auch kein Tourist in Calabrien und vor ein paar Monaten las ich in einer deutschen Zeitung, der Apotheker Greco beklage es, dass seit Philippi kein wissenschaftlicher Reisender Calabrien besucht habe.

Ich wollte das sich unmittelbar über Reggio erhebende Gebirge Aspiomonte, das sich, wenn ich nicht irre, mehr als 5000 Fuss über dem Meeresspiegel erhebt, besuchen, da sich auf demselben ein grosser Wald, eine Seltenheit im südlichen Italien, befindet, der Sila-Wald, der von Buchen und Weiss-Tannen gebildet wird, wo sich auch, wie am Ätna, Birken befinden und der manche seltene Pflanzen dem Botaniker darbietet, und äusserte gegen Greco einige Besorgnis, da sich in dem Walde viele Ban-

diti aufhalten sollten. Da lachte er und sagte: „Sie werden allerdings mit diesen Banditi zusammentreffen, werden aber von diesen gut aufgenommen werden und finden, dass es meist unterrichtete und gebildete Leute, aber keine Strassenräuber sind. Wenn die Post das in der Provinz eingenommene Geld nach Neapel führt, könnte sie freilich von ihnen angefallen und beraubt werden, so dass sie sich von berittenen Gendarmen begleiten lässt; es wäre dies aber eher eine patriotische That, denn es ist eine Schande, dass alles Geld, was die Provinzen aufbringen, nach Neapel geht und die Regierung für die Provinzen nichts thut. Diese Banditi sind keine Räuber, es sind Männer, die wegen irgend eines Vergehens, aus Rache, oder sonst von der Regierung verfolgt werden und es vorziehen, im frischen Waldesgrün, anstatt im dumpfen Gefängnis die Zeit zu verbringen, bis die Angelegenheiten, wegen deren sie geflohen sind, durch die Bemühungen von Freunden verglichen sind oder Gras darüber gewachsen ist. Sie haben ihr Hauptquartier in einer Sägemühle, wohin ihre Verwandten ihnen Lebensmittel und was sie sonst bedürfen, zukommen lassen. Zum Überfluss könnte ich Ihnen einen Brief mitgeben, aber ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Wir reisen zusammen hin, nur kann es nicht gleich jetzt geschehen, sondern erst in etwa 14 Tagen. Besuchen Sie mittlerweile die Ostküste.“ Ich war mit dem Vorschlag einverstanden und er machte mir nun eine Reiseroute, indem er Tag für Tag den Ort bezeichnete, wo ich zu übernachten hätte. „Wirtshäuser finden Sie nicht“, sagte er, „ausser in der Hauptstadt eines Bezirkes. Aber an jedem Ort findet sich ein wohlhabender Einwohner, der Sie mit Vergnügen aufnehmen und beherbergen wird.“ Er schrieb mir sogleich etwa vier Empfehlungsbriefe an solche Personen, und für die Orte, wo er Niemand kannte, schaffte er mir auch welche an. „Kommen Sie mit in's Kaffeehaus“, sagte er, „wo man immer eine Menge Leute findet“, und dann fragte er: „Ist Niemand

hier, der einen guten Freund in Bove oder anderen Orten hat und der diesem fremden Gelehrten ein Nachtquartier geben kann?“ Da fand sich denn immer Jemand, der entweder selbst einen Empfehlungsbrief schreiben konnte, oder einen Verwandten oder Freund hatte, von dem ich einen solchen erhielt. Ich reiste nun ab; zuerst bis zur Südspitze Italiens, dann in allen Orten auf der Ostküste und wurde überall auf das freundlichste aufgenommen. Ich kann diese Gastfreundschaft nur rühmen, aber sie hat auch ihre Unbequemlichkeit. Wenn man den ganzen Tag marschiert ist, mit Schweiss und Staub bedeckt, und nun bei einem Herrn ankommt, so möchte man vor allen Dingen sich waschen und säubern, auch wohl das Hemde wechseln, allein das geht nicht. So bald der Herr den Brief gelesen, wird man genötigt, in das beste Zimmer zu treten und nun beginnt eine Reihe von Fragen, da der Gastfreund seine wohlberechtigte Neugierde in Betreff des Fremden befriedigen will. Mittlerweile hat sich die Hausfrau, von der Ankunft eines so seltenen fremden Gastes benachrichtigt, in ihren Staat geworfen und erscheint nun ebenfalls. Es entsteht nun eine Konversation, die mehrere Stunden dauert, bis ein splendides Abendessen aufgetragen wird. Auffallend ist es mir gewesen, dass ich fast jedesmal gefragt worden bin: „Wie viel Gehalt bekommen Sie monatlich?“

Ein Beispiel von sicilianischer Gastfreundschaft möge hier Platz finden.

Wir waren, ich weiss nicht mehr, ob von Mistretta oder von Sperlinga, aufgebrochen, dem einzigen Orte, wo bei der sicilianischen Vesper die Franzosen nicht ermordet sind, weshalb dort die Inschrift zu lesen ist: „Quotcunctis siculis placuit Sperlinga negavit.“ Wir überschritten die ein paar Tausend Fuss hohe Gebirgskette der Madonie, welche die Nordküste Siciliens in geringer Entfernung vom Meere begleitet und kamen gegen fünf Uhr schweissgebadet und bestaubt in Santo Steffano, einem Örtchen am Meeresufer an. Hier war kein Wirtshaus. Wir be-

nutzten daher die Methode des Herumstehens, wie Professor Hoffmann sie nannte, die in den Abruzzen und auch schon in Sicilien sich bewährt hatte. Wir blieben auf dem Platze halten, wo sich nun bald eine Menge Leute einfanden, um die Erscheinung von Fremden, die noch dazu sich durch eine ungewöhnliche Reisekleidung, eine helle Jacke mit kurzen Schössen und leinene Beinkleider, auszeichneten, zu beschauen und zu befragen, um so mehr, da in diesem Orte wohl noch nie Reisende einer fremden Nation gewesen waren. — Wir eröffneten ihnen unsere Wünsche, für die Nacht ein Zimmer mit Betten zu mieten und dabei Gelegenheit zu haben, eine Mahlzeit durch unseren Tobias bereiten zu lassen. Bald fand sich auch Jemand, der ein Zimmer und Betten hergeben wollte.

Im Zimmer lagen grosse Bohnen und andere Gärtenerzeugnisse. Während diese weggeräumt, Bettstellen mit Betten hereingebracht wurden und Tobias das zu einem einfachen Mahle nötige einkaufte, gingen wir durch das Städtchen spazieren und genossen eine schöne Aussicht über das Meer nach den Liparischen Inseln. Zurückgekehrt, warfen wir uns auf die Betten, in der Erwartung, dass das Abendessen gekocht wäre, und schiefen bald ein. Da wurden wir geweckt; der Herr Bürgermeister wünschte unsere Pässe zu sehen. Wir waren natürlich sehr verdriesslich über diese Störung und wollten eben wieder einschlafen, als der Mann, der unsere Pässe in Empfang genommen hatte, wiederkehrte und uns sagte, der Herr Sindaco bäte uns, die Nacht bei ihm zu bleiben. Wir dankten bestens, lehnten aber diese Einladung wegen unserer Ermüdung ab. Er kam bald zum dritten Mal: der Herr Sindaco könne es nicht zugeben, dass wir so unbequem die Nacht zubringen sollten und bestände darauf, dass wir zu ihm gingen. Was war zu thun! Halb schlaftrunken gingen wir hin. Hoffmann vergass sogar die Strümpfe, die er ausgezogen hatte, wieder anzuziehen und fuhr mit nackten Füßen in die Schuhe. Der Mann, wahrscheinlich ein Polizeidiener, aber ohne alle Abzeichen,

brachte uns nun vor ein hübsches Haus, machte die Hausthür auf und als wir auf dem Flur angelangt waren, wurden zwei Flügelthüren aufgerissen und wir traten in ein hell erleuchtetes Zimmer, wo die Dame des Hauses in festlichem Anzug auf dem Sopha sass und sich ausser ihrem Gemahl, einem Grafen, dessen Namen ich leider vergessen habe, der Pfarrer des Ortes und ein paar Honoratioren befanden.

Man kann sich unsere Beschämung denken, bestaubt und schmutzig, wie wir waren, in diese Gesellschaft einzutreten; es entspann sich bald ein sehr belebtes Gespräch, das ein paar Stunden anhielt, dann entfernten sich die übrigen Gäste und wir wurden nun in den Speisesaal geführt, wo uns ein leckeres Mahl erwartete. Als es beendet war, war Mitternacht. Der Graf lud uns ein, ein paar Tage bei ihm zu bleiben und seine grossen Orangenpflanzungen zu besehen. Leider mussten wir diese freundliche Einladung ablehnen, da wir zu dem berühmten Fest der hl. Rosalie in Palermo sein wollten; wir mussten sogar den Morgen früh aufbrechen und uns daher jetzt verabschieden von unserem liebenswürdigen Wirte und seiner Gemahlin. In unserem Schlafzimmer fanden wir silberne Waschbecken und Wasserkannen!

Nur einmal bin ich mürrisch empfangen worden, ich weiss nicht, ob in Bianco oder in Bove. Als ich ankam wurde der Hausherr herausgerufen, las meinen Empfehlungsbrief, sagte mir dann: „Ich will sehen, ob ich Sie aufnehmen kann“, und ging zurück in's Haus. Ich setzte mich auf die steinerne Bank vor der Thür und hatte wohl eine Stunde zu warten, bis er wiederkam.

Endlich erschien er. „Sie werden entschuldigen, dass ich Sie so schlecht empfangen habe, aber mir war der Kopf voll und ich wusste wirklich im Augenblick nicht, ob ich Ihnen ein Zimmer geben könnte. Meine Frau ist krank und ich habe schon zwei fremde Herren im Hause, einen Advokaten und einen Ingenieur, die von der Regierung beauftragt sind, einen geeigneten Platz für einen

Gottesacker oder Kirchhof auszusuchen und diesen einzurichten, da nach einem neuen Gesetz die Toten nicht mehr in der Kirche beigesetzt werden dürfen. Die Schwierigkeit ist aber glücklich beseitigt, treten Sie herein.“

Man muss bedenken, dass nicht nur meine Person, sondern auch mein treuer Bedienter Tobias, der Maultier-treiber und zwei Maultiere zu beherbergen waren und doch diese Gastfreundschaft! Das Abendessen war sehr heiter, es wurde viel über Calabrien gesprochen und über seine Zustände; es wurde auch erzählt, dass Calabrien der Kirche eine grosse Menge Heilige geliefert hätte, die alle reglements-mässig auch Wunder gethan hätten, aber niemals ein für die Menschheit oder die Provinz nützlich.

Der eine bemerkte, der Teufel sei doch dem Menschen nützlicher gewesen, er habe doch ein oder zwei Brücken gebaut, warum denn kein Heiliger in Calabrien eine Brücke gebaut hätte, die in diesem Teil Calabriens so notwendig und nützlich wäre.

An der ganzen Küste dieses Teiles von Calabrien ziehen sich von dem Rücken des Gebirges zahlreiche tief eingeschnittene Thäler senkrecht auf die Küste herab. Alle Ortschaften liegen auf dem diese Thäler von einander trennenden Bergrücken, ein oder mehrere Stunden vom Seestrand entfernt, in einer Meereshöhe von 4 bis 800 Fuss. Der direkte Weg von einem Ort zum andern, den steilen Berg hinunter und eine ebenso steile Höhe wieder hinauf, ist ungemein beschwerlich. Ich habe ihn an einem Tage sieben Mal gemacht, als ich die Grenze des Granites und der jungen Ablagerungen feststellen wollte.

Eine Brücke in dem engen Thal, von einem Ort zum andern, wäre daher eine grosse Wohlthat. Für gewöhnlich nimmt man einen Umweg, um von einem Ort zum andern zu gelangen. Man steigt den Gebirgsrücken bis zum Meer hinab, geht dann am Meer entlang und dann den sanften Abhang des zweiten Bergrückens hinauf. Im Winter, wenn die Regen die im Sommer fast trockenen Bäche zu reissenden Strömen anschwellen, ist jeder andere

Weg unmöglich. Mehrere Ursachen haben diese höchst unbequeme Lage dieser Ortschaften bedingt. In der Nähe des Meeres wäre oft kein Platz, dann die Gefahr, dass Seeräuber mit Leichtigkeit landen, die Häuser plündern und die Einwohner als Sklaven fortschleppen konnten. Drittens: die Malaria, die an der ganzen Küste herrscht und die bösen Malaria-Fieber erzeugt. Im allgemeinen ist wenig Land für Getreidebau und überhaupt dieser Teil Calabriens ziemlich ärmlich. Die Vegetation ist für den Botaniker interessant; auf den Abhängen wächst *Erica arborea* in grosser Menge und in den Gebüschern war zu der Zeit eine so grosse Menge von Nachtigallen, wie ich sie sonst nie gehört habe, Häufig ist auch der spanische wohlriechende Ginster, dessen Bast die Leute, wie den von Hanf und Flachs, bearbeiten und selbst Zeuge daraus verfertigen. Ich habe einmal in einem Bett schlafen müssen, dessen Bettlaken aus solchem Zeuge bestanden. Das Zeug mag sehr dauerhaft sein, aber es ist rau, wie ein Reibeisen. (Auch in Süd-Frankreich wird der Bast dieser Pflanze ebenso benutzt). In dem Örtchen Stilo wurde ich von dem Baron Crea aufgenommen, einem der angesehensten und reichsten Adeligen dieses Theiles von Calabrien, dessen Haus alle Bequemlichkeiten darbot, welche man in einer grösseren Stadt nur finden kann.

Ganz in der Nähe wird Eisenerz gegraben; es war und ist wahrscheinlich noch das einzige Bergwerk im Königreich Neapel, ist fiskalisch und ist dem Kriegsministerium unterstellt, welches einen Offizier mit der Leitung der Bergwerksarbeiten beauftragt. Der Major, welcher zu der Zeit, als ich das Bergwerk besuchte, die Arbeiten leitete, sagte mir, als er das Amt übernommen, habe er eine grosse Halde Erz vorgefunden, das eine Menge gelben Eisenoker enthielt und das sein Vorgänger im Amt habe wegwerfen lassen, weil er den gelben Oker für Schwefel gehalten habe. Es ist kaum glaublich, aber der Major wird schwerlich gelogen haben!

Im vorigen Jahrhundert hatte die Regierung Berg-

leute aus Deutschland kommen lassen; sie waren aber nicht alt geworden und zwar in Folge der Wohlfeilheit des Weines. Ich erlaube mir, hier einiges über diese Wohlfeilheit einzuschalten. Als ich im Frühjahr des Jahres 1832 die Osterwoche in Rom gewesen war, fasste ich den thörichten Plan, zu Fuss nach Neapel zu wandern, um unterwegs die im Frühjahr blühenden Pflanzen zu sammeln, thöricht, weil ich überall für einen Rekruten eines der in dem neapolitanischen Solde stehenden Schweizerregimenter gehalten und demnach behandelt wurde. Als ich in Veletri ankam überfiel mich ein Regenguss. Ich trat in einen Bäckerladen und bat die Frau, die in demselben war, um Erlaubnis, hier den Regenschauer vorübergehen zu lassen. Bald stellte sich heraus, dass die Frau eine Deutsche und mit einem Italiener verheiratet war, der ausser seiner Bäckerei auch einen Weinberg besass. Ich meinte, sie müsse also wohl in guten Umständen sein. „Ach“, meinte sie, „was bringt denn ein Weinberg ein! Im grossen, im Stückfass, kommt die Flasche auf einen halben bajocco zu stehen, gleich zwei Pfennige deutschen Geldes.“ Vor ein paar Jahren haben die Reben so reichlich getragen, dass ihr Mann nicht genug Stückfässer gehabt habe für den gekelternen Most und er habe diesen laufen lassen, da die Anschaffung eines neuen Stückfasses viel mehr würde gekostet haben, als aus allem darin enthaltenen Wein hätte gelöst werden können. Durch den Aufenthalt in Veletri war es mir unmöglich, ein bestimmtes Posthaus in den pontinischen Sümpfen zu erreichen, wo ich übernachten wollte, ich musste in einem eine Poststation näher gelegenen bleiben, wo ich noch früh am Nachmittag ankam. Es war nur die Frau Postmeisterin da, keine Knechte. Diese fanden sich nur ein, wenn die Post erwartet wurde, die damals nur zwei oder drei Mal wöchentlich zwischen Rom und Neapel fuhr. Ich nahm ohne weiteres Platz in der Stube und bat um etwas Essen. Sie sagte, sie habe gar nichts. Ich dachte, wie wird das mit Abendessen und Nachtquartier sein. Da

kam ein Fischer, der in den Gräben der Sümpfe Aale gefangen hatte und einige Lebensmittel bei sich führte, unter anderem Artischoken. Er legte sie auf das Kohlenbecken im Zimmer, bat die Frau um etwas Öl, das er darauf tröpfelte, hatte auch etwas Brot und lud mich ein, mitzuhalten.

Da erinnerte sich die Frau, dass vom Essen noch Fisch übrig geblieben wäre und dass sie auch den Schlüssel zu einer Art Wandschrank habe, in dem Brot, Wein und Käse waren und holte dieses herbei; ich glaube auch Eier, so dass ich meinen Hunger vollkommen stillen konnte. Schlafen musste ich aber auf dem Heuboden. Den Morgen früh fragte ich nach der Schuldigkeit, sie wollte aber nichts nehmen. Ihre Kinder spielten draussen und so gab ich jedem ein kleines Silberstück, worüber sie sehr vergnügt waren. In Mola di Gaeta angekommen, nahm ich mir aber ein Wägelchen bis Capua und von da fuhr ich in der Landkutsche nach Neapel. Ich hatte ein Haar darin gefunden, in einem Lande zu Fuss zu reisen, wo selbst der Ärmste einen Esel hat, auf dem er reitet. Die neapolitanische Regierung hatte die Industrie der Baumwollweberei und die Kultur der Baumwolle im Lande einführen wollen und es waren in der Nähe von Neapel zwei Baumwollwebereien errichtet unter der Direktion von Schweizern. Ich lernte einen der Herrn kennen. Die ersten Arbeiter hatten natürlich Fremde sein müssen und waren dazu Schweizerarbeiter genommen.

„Es sind nun 15 Jahre her“, sagte mir der Herr, „und jetzt ist schon die Hälfte der Arbeiter begraben. Das macht der wohlfeile Wein. Die Leute können sich nicht bezähmen und trinken ihn wie Wasser, ganz wie die Bergleute in Stilo.“ Auch in Neapel ist der Wein ausserordentlich wohlfeil. Ich durfte wegen meiner Gesundheit keinen Wein trinken. Meine Frau mochte auch keinen, aber unsere Amme, Pascuala, war gewöhnt, Wein zu trinken. Sie kaufte einen Rotwein ein, der die Flasche 3 Groni kostete. Der Grono ist $3\frac{1}{3}$ Pfennig und

3 Groni also 10 Pfennige. Ich hatte auch gewöhnlich einen besseren Wein zu Hause; sei es Falerno, Lacrimae Christi, Malvasir oder roter Wein von Messina. Die Flasche kostete nur $1\frac{1}{2}$ Carlini = 50 Pfennige, um Besuchern ein Gläschen vorsetzen zu können. Einst war mir dieser ausgegangen, als ich Besuch bekam von deutschen Reisenden und ich setzte ihnen den wohlfeilen Ammenwein vor und bat um Entschuldigung, dass ich keinen besseren im Hause hätte; er mundete ihnen aber so, dass sie mich fragten, wo man den guten Wein kaufen könnte. Er sei sehr vieles besser, als der Tischwein im Gasthof, der zum Essen gehörte und nicht besonders bezahlt wird, während man die besseren Sorten fordern und wenigstens mit dem doppelten des oben angegebenen Preises bezahlen muss. Eine Flasche Bier kostete damals 2 Carlini = 67 Pfennige.

Ich kehre wieder nach Calabrien zurück. Einmal wäre ich beinahe verhaftet worden; es war im Herbst, als ich zum zweiten Mal von Cattanzaro aus nach dem südlichen Teil Calabriens gegangen war, um meine geognostischen, paleontologischen und botanischen Untersuchungen abzuschliessen.

Stilo war wieder der südliche Endpunkt der Reise; von dort hatte ich einen ziemlichen Tagemarsch zu machen, um ein Nachtquartier zu erreichen, wo ich vermittelt eines Empfehlungsbriefes ein Unterkommen finden konnte. Der Baron Crea wollte mich aber nicht fortlassen; er hatte Besuch und ich sollte durchaus erst frühstücken, um 9 Uhr sollte das Essen bereit sein. Ich war sehr verdriesslich, denn ich hatte grosse Eile nach Cattanzaro zu kommen.

Der calabresische Führer, welcher mich begleitete, tröstete mich indem er sagte: „Ich kenne an der Küste einen Zollwächterposten, wo wir die Nacht bleiben können und wenn wir den andern Tag früh aufbrechen, können wir doch noch an demselben Tage Cattanzaro erreichen“. Das Frühstück wurde aber von einer Stunde auf die andere verschoben und erst nach 12 konnte ich Stilo verlassen. Unser Weg führte uns durch einen Ort, Monanteraçe ge-

nannt. Hier sollte Futter für die Maultiere und Lebensmittel für den Abend gekauft werden, da die Zollwächter doch schwerlich so viele Personen, mich, meinen treuen Tobias, den Führer, den Maultiertreiber und die beiden Maultiere würden beköstigen können. Wir fanden auch sogleich hinreichendes Maultierfutter und zwar grüneschnittenen *Hedysorum coronarium*, welche Pflanze in Deutschland als eine Zierde der Gärten gezogen, in Calabrien und Sicilien aber als Futterkraut gebaut wird. Schlimmer sah es mit dem Essen aus. Ausser Brot, Käse und gesalzenem Thunfisch fand sich nichts.

Mittlerweile hatte sich eine Menge neugieriger Leute um uns versammelt und nun trat ein Mann in Hemdsärmeln an mich heran und fragte nach meinem Pass. Ich erwiderte lachend: „Was geht Sie denn mein Pass an?“ — „Sehr viel, ich bin der Bürgermeister des Ortes.“ — „Entschuldigen Sie, das ist etwas anderes. Ich muss Ihnen aber sagen, dass ich meinen Pass in Cattanzaro gelassen habe, da man mir dort auf der Polizei sagte, ich brauchte ihn für meine Reise in der Provinz nicht.“ — „Das thut mir sehr leid“, versetzte der Bürgermeister, „denn Sie sind hier in der andern Provinz und ich habe strenge Befehle.“ Nun ist es richtig. Man musste, wenn man aus einer neapolitanischen Provinz in die andere reiste, sich mit einem Pass versehen, selbst wenn man von Neapel einen Ausflug nach Paestum machen wollte, musste man einen besonderen Pass haben. Ich sagte nun zum Bürgermeister, indem ich meine Briefftasche herauszog: „Ich habe hier einen Brief vom Cavaliere Capialti in Monte Leone, der Ihnen vielleicht die Besorgnisse, die Sie wegen meiner Person hegen, nehmen wird.“

Es war gerade der Brief, der mir heute Abend ein Nachtquartier verschaffen sollte. Der Bürgermeister las den Brief. „Er ist von einem der ersten Edelleute des Landes und legitimiert Sie vollständiger, als ein Pass. Ich bitte, bleiben Sie die Nacht hier und seien Sie mein Gast.“ Ich musste das freundliche Anerbieten ablehnen. Etwas

vor Sonnenuntergang waren wir am Meeresstrande und beim Zollhause Zorre Vinciacello. Das Gebäude war eins von den hundert und mehr zum Schutz gegen die Raubanfalle der Barbaresken unter Kaiser Carl V. erbauten Häusern, wo Wachtposten waren, welche Alarm machten, wenn sich Kaperschiffe der Küste näherten. Es war jetzt von zwei Zollwächtern bewohnt, von denen der eine im Bette und in dem heftigsten Fieberfrost war, so dass das Bett erzitterte. Sein Gefährte sagte kaltblütig: „Er hat das Fieber. Ich bin nun viele Jahre im Dienst und habe dreizehn Mal das Fieber gehabt.“ Das war nicht sehr tröstlich zu erfahren, dass die ganze Küste, auch in Apulien, ungesund ist und ich äusserte meine Besorgnis, dass ich mir hier auch das Fieber holen könnte.

Er meinte, das wäre nicht zu befürchten, wenn ich folgende Vorsichtsmassregeln beobachtete: „Sie dürfen durchaus kein Wasser trinken, aber dafür starken Wein und viel spanischen Pfeffer an die Speisen thun.“ Er hatte eine Taube geschossen und war dabei, sie zu braten. Er theilte sie mit mir und wir assen gemeinschaftlich. Er gab Oliven und Knoblauch heraus, wir Thunfisch und Käse und frisches Brot.

Ich befolgte seine Vorsichtsmassregeln, schief auch bald ein, erwachte aber auch bald und mir war zu Mute, als rollte Feuer durch meine Adern, so dass ich um 3 Uhr Morgens heraussprang, an den Brunnen lief und trotz seiner Lehre das kalte Wasser in ziemlicher Menge genoss. Ich bekam ein paar Tage darauf wirklich das kalte Fieber in Tarrent, kann aber nicht entscheiden, ob es von dem Genuss dieses Wassers oder von der Fieberluft Tarrent's herkam. Um 4 Uhr machte ich Lärm zum Aufbruch, so dass wir einen langen Tag vor uns hatten. Wir hatten nun aber auch $1\frac{1}{2}$ Tagemärsche in einem Tage zurückzulegen.

Von Cattanzaro ging ich dann nach Cotrone, welcher Ort auf den Ruinen des alten Croton gebaut ist. Von Altertümern ist nichts vorhanden, als eine oder ein paar

Säulen, die in ziemlicher Entfernung von der alten Stadt stehen und einem Tempel der Juno Lacinia angehört haben sollen. Ähnlich wie die einzelne Säule des Jupitertempels bei Syrakus. Es ist sonderbar, dass in der weiten Ebene, die sich vom Meerbusen von Tarrent bis an die Ausläufer der Appeninenkette erstreckt, im Altertum drei grosse blühende Städte existieren konnten, Metapont, Sybaris und Croton, während jetzt nur unbedeutende Orte darin liegen und nur ganz unbedeutende Überreste der ehemaligen Pracht vorhanden sind.

Von Tarrent machte ich eine flüchtige Reise nach Galipoli, wo ich Geld entnehmen konnte. Ich sah aber genug, um mich zu überzeugen, dass auf der Halbinsel nichts von der Appeninenkette existiert, wie schon oben bemerkt. Es ist eine in ihrem höchsten Punkt nur 600 Fuss über dem Meeresspiegel erreichende wellenförmige Ebene von jungem Kalkstein gebildet und grossen Theils mit Olivenpflanzungen bedeckt. Das Öl wird in Galipoli verschifft und bis dahin in Cisternen gebracht, die in einen porösen Kalkstein ausgehauen sind, in denen es sich klärt. Es wird dann aus den Cisternen in die Fässer geschöpft, die, nachdem sie auf der öffentlichen Wage gewogen sind, in's Meer geworfen und schwimmend bis an die Schiffe gebracht werden, wo man sie aufhisst und verstaubt. Galipoli ist zwar auch eine alte griechische Stadt, aber sie hat ebenso wenig, wie die oben genannten grossen griechischen Städte, nennenswerte Denkmäler hinterlassen. Mir wurde nur von einem erzählt, das ich ja besuchen sollte und das in einiger Entfernung liegt. Es ist ein Marmorrelief, das senkrecht aufgerichtet ist, früher aber auf der Erde gelegen hat und auf der ehemaligen unteren Seite ist jetzt eine Brunnenröhre, aus der, als ich es besuchte, ein Mädchen Wasser schöpfte. Es stellt einen Jüngling und ein Mädchen in höchst unzüchtiger Stellung dar. Ich habe mich sehr verwundert, dass so etwas den Augen der Beschauer öffentlich dargeboten wird, aber, es ist antik und das entschuldigt in Italien alles. — —

Meine Absicht, in Tarrent Seetiere zu studieren, wurde durch einen Brief meiner Frau vereitelt, die mir meldete, unser Söhnlein sei von einer Gehirnentzündung befallen, so dass ich eilte, nach Neapel zurückzukehren. — —

In Neapel angekommen, fand ich mein Kind während längerer Zeit in der grössten Gefahr; es gelang jedoch den Bemühungen des Doktor Zimmermann, eines Curländers, es zu retten. Mein kaltes Fieber verlor sich von selbst und in dieser traurigen Zeit stellte sich mit einem Mal heraus, was die Ursache der rätselhaften Krankheit gewesen war, die mich gezwungen hatte, Heilung durch einen längeren Aufenthalt in Italien zu suchen; es waren anormale Hämorrhoiden. Sie traten mit einem Male jetzt hervor und zwar so, dass eine Operation nötig schien, die indes vermieden werden konnte. Seit der Zeit habe ich diese Krankheit mit der grössten Regelmässigkeit und viele Jahre lang gehabt; den ersten Sommer nach meiner Rückkehr bekam ich alle Monate eine dreitägige Augenentzündung. Im zweiten Jahr, sowie die Hitze eintrat, jeden Monat drei Tage lang die heftigsten Zahnschmerzen. Später nahm die Krankheit ihren regelmässigen Verlauf. Ende Februar verliess ich Neapel. Die letzte Hälfte des Winters war ungewöhnlich strenge. Im Januar hatten bei Neapel die Weinreben schon lange Triebe gemacht, als ich Neapel verliess, hingen an den öffentlichen Brunnen Eiszapfen. In Rom lag Schnee, eine so seltene Erscheinung, dass, wenn Schneefall eintritt, die Tribunale und Schulen geschlossen werden.

Ich habe hier die Freude gehabt, die Bekanntschaft des trefflichen Zoologen Carl Bonaparte, Prinzen von Musignano, zu machen, der mich auf das Freundlichste aufnahm und mir seine Sammlung ausgestopfter Vögel und Landconchilien zeigte. Ebenso die des Monsignore Lavinio Di Medici Spada, Präsidenten des höchsten päpstlichen Gerichtshofes, der Ruola, der eine ausgezeichnete Mineraliensammlung besass. Er ist einige Zeit lang päpstlicher Kriegsminister geworden und schrieb an Sartorius

von Waltershausen in Göttingen, mit dem er sehr befreundet war: „Was sagen Sie dazu, lieber Freund, dass ich jetzt Kriegsminister bin, ich, der ich kaum eine Pistole von einer Kanone unterscheiden kann, aber was wollen Sie; Sie kennen die Verhältnisse in Rom. Ich konnte die Annahme des Postens nicht verweigern.“ Als ich des Morgens zu ihm kam, tranken wir erst Chokolade und dann ergriff jeder von uns einen Topf in Gestalt einer Casserole, aber mit Henkel, der glühende Kohlen enthielt, welche wenigstens die Hand wärmte, die den Henkel anfasste, und begaben uns in den Saal, wo seine Mineralien aufgestellt waren.

Ich habe auch in anderen Häusern gesehen, dass mehrere solcher mit glühenden Kohlen gefüllter Töpfe auf dem Hausflur standen und benutzt wurden, wenn Jemand etwas im Hause zu thun hatte, damit die Finger nicht klamm würden.

Die weitere Rückreise nahm ich über Marseille, Avignon, Lyon, Genf, Neuchâtel, wo ich die Bekanntschaft von Lui Agassiz machte und da zwei Tage blieb.

Santiago, den 30. Oktober 1900.

Dr. R. A. Philippi.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Abhandlungen und Berichte des Vereins für Naturkunde Kassel](#)

Jahr/Year: 1902

Band/Volume: [47](#)

Autor(en)/Author(s): Philippi Rudolf Amandus

Artikel/Article: [Sicilien und Süd-Calabrien 1-49](#)